

Zum Besuch des Staatspräsidenten.



Bielitz-Bialaer Stadtansicht Photo F. Pernerstorfer.

Einzelpreis (32 Text- und Bildseiten) **Zł. 1.60.**
D. G. 1.—.

F. Pernerstorfer-Bielitz

Inhaltsverzeichnis.

32 Text- und Bildseiten.

Der Besuch des Staatspräsidenten in Bielitz-Biala.

Staatspräsident Dr. Ignaz Moscicki trifft am Montag, den 3. Oktober zum Besuche der Schwesterstädte Bielitz-Biala hier ein. Am Ende der Woche weilte der Staatspräsident in Krakau und Kattowitz, wohin er sich nach dem Besuch Bielitz-Biala weiter zurückbegeben wird, um auch die Weihe des großen Stadiums in Königshütte vorzunehmen.

Feierliche Anlässe führen den Staatspräsidenten nach Bielitz-Biala. Er wird hier die Weihe der Fahne des 3. p. s. p. vornehmen und den Grundstein zum Denkmal des ersten Präsidenten der Republik Polen, Gabriel Narutowicz, legen.

Vor der Persönlichkeit des Staatspräsidenten Dr. Ignatz Moscicki neigt sich die ganze Bürgerschaft der Republik, ohne Unterschied der Partei, in hoher Verehrung.

Diese Verehrung gründet sich auf die zwingende Macht seiner vorbildlichen lauteren Charaktereigenschaften. Das erste Gebot unserer verworrenen Zeit ist die heilige Forderung: „Zuerst die Pflicht, dann das Weitere“! Dr. Moscicki ist zeitlebens der Mann der strengen, eisernen Pflichterfüllung gewesen. Das beweißt der überaus arbeitssame und daher erfolgreiche Verlauf seines Lebensganges. Dr. Moscicki wurde im Jahre 1876 zu Plock geboren. Er besuchte nach erlangter Reife das Politechnikum in Riga, wurde aber bald wegen politischer Betätigung landesverwiesen. Die nächsten fünf Jahre widmete er elektro-chemischen Fachstudien in London. Im Jahre 1894 erhielt er eine Berufung als Assistent an die Universität in Freiburg. Im Jahre 1901 war er schon Leiter eines eigenen Laboratoriums für elektro-chemische Wissenschaft. In den folgenden Jahren gelang es Dr. Moscicki verschiedene bedeutende und aufsehenerregende Entdeckungen auf elektro-chemischen Gebieten zu machen. Schon im Jahre 1902 errichtete er im Kanton Wallis eine Stickstofffabrik, deren Betrieb nach seinen Forschungsergebnissen eingerichtet wurde. Sein ausgezeichneter Ruf als Gelehrter und Forscher brachte ihn im Jahre 1912 eine Berufung auf die Lehrkanzel der Universität Lemberg für das elektro-chemische Fach. Als Leiter, dann, der Stickstoffwerke in Chorzow erwarb sich Dr. Moscicki außerordentlich große Verdienste. Der Anerkennung und Werschätzung wurde durch die Wahl des Gelehrten zum Staatspräsidenten der Republik Polen am 31. Mai 1926 deutlicher Ausdruck verliehen.



Staatspräsident Dr. Ignaz Moscicki.

Frei von Leidenschaft, losgelöst vom persöhnlichen Ergeiz, vom Parteitreiben, vom Strebertum stand und steht Staatspräsident Dr. Moscicki als eine sittliche Macht von reinem Charakter da — ein wahrhaftes Vorbild jener Eigenschaften; deren das Volk von heute in allerdringendster Weise bedarf: Stellung des Gesamtwohles über den eigenen Vorteil und über die Belange der Partei, Zurückhaltung und Besonnenheit, Ruhe und Vernehmheit. Das zeigt und lehrt uns Staatspräsident Dr Ignaz Moscicki. —

M.

Fahnenweihe des 3. p. s. p.

Der Anlaß der Weihe der Fahne des 3. p. s. p. bildet den Höhepunkt des bevorstehenden Besuches des Staatspräsidenten in Bielitz. Im Augenblick steht es noch nicht fest, ob der Marschall von Polen, Ministerpräsident Pilsudski — wie ursprünglich geplant — diesem festlichen, vor allem militärischen Akt wird beiwohnen können. Es liegt im Bereiche der Möglichkeit, daß Marschall Pilsudski durch wichtige Staatsgeschäfte verhindert werden könnte, dem Festakt der Fahnenweihe durch seine Anwesenheit erhöhtes militärisches Relief zu geben.

Es ist klar, daß das Regiment, dessen Fahne geweiht werden soll, die ganze Garnison mit besonderer Genugtuung den Marschall an diesem Tage begrüßt hätte, denn treu ergeben ist ihm das Heer und es hat allen Grund dazu, denn er ist sein Schöpfer und Begründer. Polen verdankt seine Armee dem ersten Marschall und Generalstabschef Pilsudski.

Pilsudski ist durch Erscheinung und Persönlichkeit das Sinnbild echten Polentums und großer polnischer Geschichte. Wer ihn kennt, weiß, daß er diese als Lehrmeisterin für die Tagesaufgaben aufs höchste schätzt. Polen war immer groß, wenn es einig, immer in Not, wenn es gespalten war. Pilsudskis energisches Streben geht dahin, die Spaltungen und daraus resultierenden schweren Schädigungen des Staates zu beseitigen, die der in den letzten Jahren besonders große Parteihader geschaffen hat. Er vertritt mit voller, aus der Geschichte resultierender Berechtigung den Gedanken, daß Polen nur unter starker, überparteilicher Staatsführung, die sich auf ein zuverlässiges Beamtentum und ein nationales, überparteiliches Volksheer stützt, als mächtiger Staat zum besten seiner Bürger bestehen kann. Daher versucht Pilsudski, den heutigen Parteistaat durch die Gefahren hindurch zu lenken, die ihn infolge parteilicher Zerrissenheit mit neuer innerer Gefahr bedrohen.



Marschall Josef Pilsudski. Copyright bey „Swiatowid", Warszawa.

Oberstleutnant Zagorski, Kommandant des 3. p. s. p. im Kreise des Regimentsstabes.



Photo J. Pernerstorfer.

Das Beste, was ein edler Mensch geben kann, ist das Beispiel. Mit vornehmer Ruhe weit über den Parteien stehend, klug und vorsichtig, entschlossen und vermittelnd zugleich, versteht es Pilsudski, den rechten Weg zu weisen, wirklicher Führer zu sein, die Achtung und das Ansehen der Republik wieder auf die Höhe zu bringen.

Wir bringen heute ein Bild des energischen Marschalls, eine Gruppenaufnahme, die den Kommandanten des 3. p. s. p. inmitten seines Stabes zeigt und eine Aufnahme eines Bataillons des 3. p. s. p. nach dem Kirchgang.

Das Programm für den 3. Oktober.

Um 10 Uhr vormittags: Ankunft des Staatspräsidenten in Dziedil mittels Auto aus Kattowitz. Begrüßung in Dziedil vor dem Triumphbogen durch den Bezirkshauptmann von Bielitz; dann Abfahrt von Dziedil. —

Ankunft in Bielitz um 10 Uhr 30 Minuten. Abschreiten der Ehrenkompagnie und Begrüßung des Staatspräsidenten vor dem Gebäude der Bezirkshauptmannschaft durch den Bürgermeister der Stadt Bielitz. —

Um 11 Uhr 20 Minuten Abfahrt mittels Autos auf den Kasernenhof des 21. Artillerie-Regimentes; Feldmesse auf dem Kasernenhofe des 21. Artillerie-Regimentes; Einweihung der Fahne des 3. p. s. p.; Ueberreichung der Fahne; Gelobung des Regimentes, Einschlagen der Nägel, sodann Defilierung der militärischen Abteilungen auf der Bleichstraße. —

Um $1^1/_2$ Uhr: Einweihung des Grundsteines zum Denkmale des Präsidenten Gabriel Narutowicz, dann Defilierung der Organisationen und Vereine.

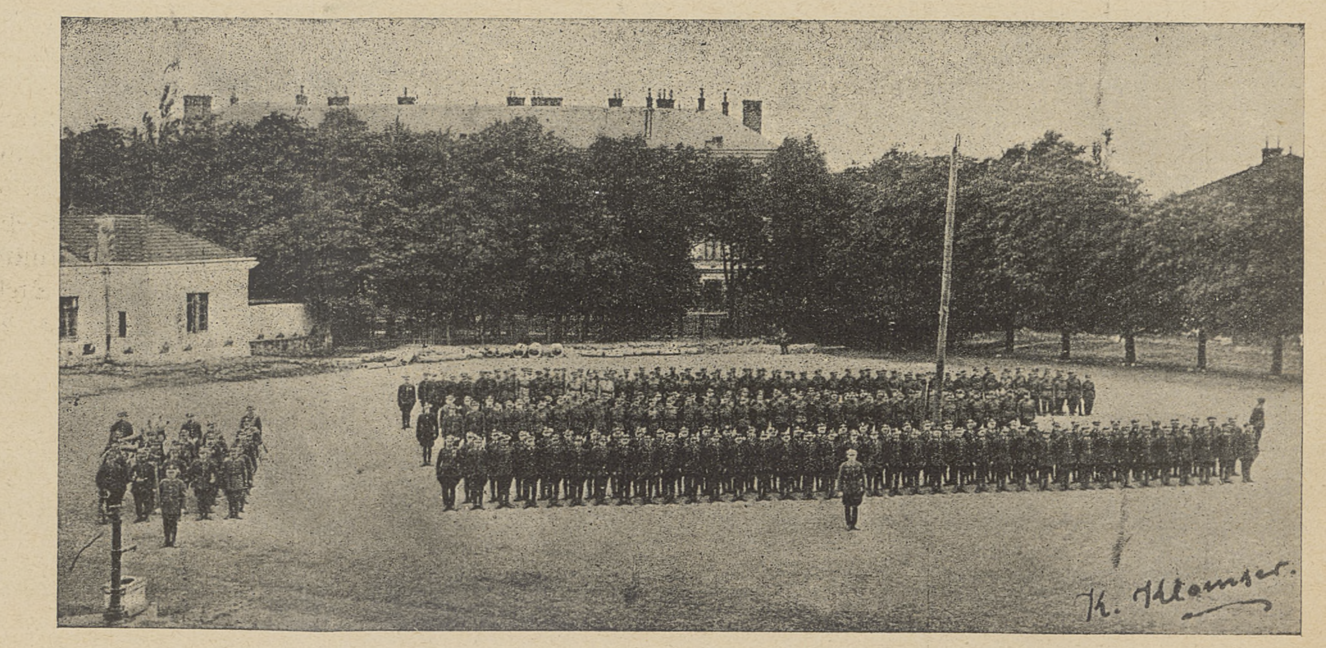
Das Festbanquett im großen Schießhaussaale beginnt um 3 Uhr nachmittag.

Um 4 Uhr begibt sich der Staatspräsident in das Soldatenheim nach Biala zum Besuch der Militärausstellung. — Pflanzen von Bäumchen im Garten des Soldatenheims.

Die Abreise des Staatspräsidenten nach Kattowitz erfolgt um $4^3/_4$ Uhr nachmittag.

In einem schwungvollen Aufruf fordern die Bürgermeister von Bielitz die Bürger zur festlichen Schmückung der Häuser auf. Beim Betreten des Stadtgebietes wird der Staatspräsident mit 21 Salutschüssen des in Bielitz garnisonierenden Artillerieregimentes, Läuten sämtlicher Glocken und Pfeifen der Fabriksirenen sowie der Feuerwehrsirene begrüßt werden.

Ein Bataillon des 3. p. s. p. nach dem Kirchgang.



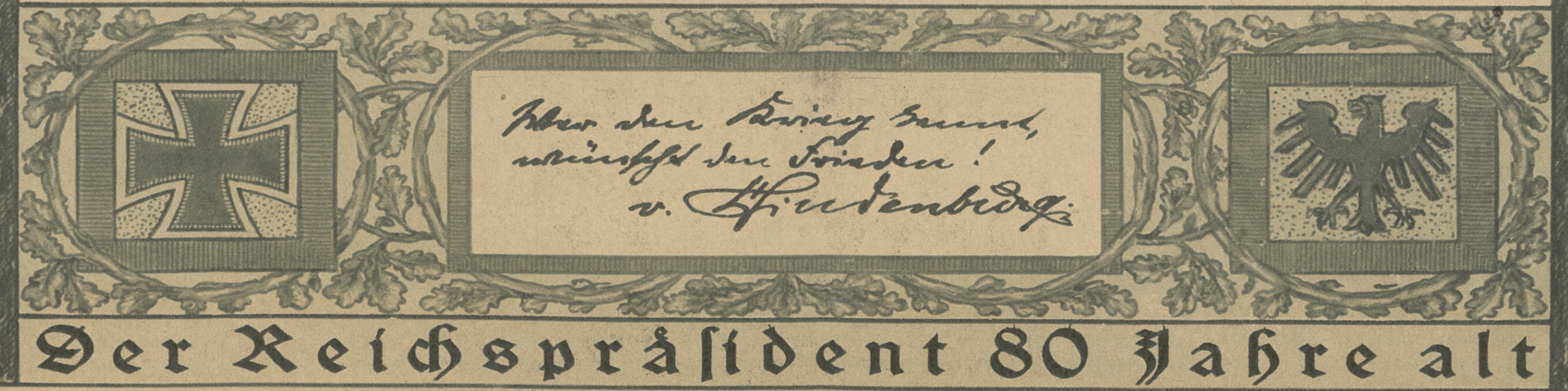


Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski



Kadett 1860 in Wahlstatt ◆ Leutnant und Adjutant 1870/71 ◆ Hauptmann 1878 in Stettin ◆ Gen.-Major 1897 Koblenz

Scherl



Der Reichspräsident 80 Jahre alt



„Hindenburg, der Retter Ostpreußens" nach einer Plastik von Professor Eberlein
Clichothek



Das Geburtshaus des Reichspräsidenten in Posen, das in einigen Teilen Umbauten erfahren hat, in seiner jetzigen Gestalt
Transocean



Ein Familienbild aus dem Hause Hindenburg. Die vor sechs Jahren verstorbene Gemahlin des Reichspräsidenten mit Tochter (Frau von Pentz) und Enkelkind
Clichothek



Der Achtzigjährige auf der Gemsjagd in den Bergen anläßlich seines diesjährigen Aufenthaltes in Oberbayern
Kester & Co.



Hindenburgs Arbeitszimmer in seinem Eigenheim in Hannover
Atlantic

Die Weihe des Tannenberg-Nationaldenkmals.
Der Reichspräsident (×) in Generalfeldmarschall-Uniform mit den Generälen im Hof des Denkmals während der Feierlichkeit
Photo-Union

Literatur

Zu Hindenburgs 80. Geburtstag.

Er sah des Glückes Sonnen, sah die Schatten,
Des Friedens Lieblichkeit und rauhen Krieg.
Ihm danken wir, erkämpft auf blut'gen Matten,
Den unvergeß'nen Tannenberger Sieg.
Ob auch ein Denkmal seiner Taten mahnt,
Den Ehrenweg hat er sich unbewußt
Zu jedem deutschen Herzen selbst gebahnt —
Sein Denkmal ruht in jeder deutschen Brust.

Mög' ihm die Macht, die über Sein und Leben
Regiert, des Alters Abendsonnen-Tage
Verschönt zu jenem hohen Glanz erheben.
Das Licht — durchglüht des Schicksals Lebenswage.
Wir beten still — Herr segne diesen Mann!
Ihm sei das selt'ne Los der Welt beschieden,
Daß er am letzten Tage sagen kann:
Die Sendung ist erfüllt. Ich scheid' zufrieden.

Altweibersommer.

Nun bringt ein Tag dem andern
Den letzten Rosenduft;
Und Silberfäden wandern
Hellschimmernd durch die Luft.

Der nahe Herbst hat weise
Als Boten sie geschickt
Und sie zur sonn'gen Reise
Mit Märchenglanz geschmückt;

Daß sie verklärend winden
Sich in die letzte Pracht,
Eh' daß die Tage schwinden
In trübe Winternacht...

Und wie sie lichtwärts schweben
In reiselust'gem Spiel,
So drängt auch unser Leben
Nach einem großen Ziel...

So wandert unser Sehnen
Aus allem ird'schen Tand
Nach einem lichten, schönen
Und ewigen Heimatland.

Elly Wagner.

Die graue Stadt.

Graue Stadt in grauem Licht. —
Durchs Gewölk die Sonne bricht,
Goldne Flut kost dunkle Gassen,
Kinder sich an Händen fassen,
Spielen selig Ringelreihen.
Schrillt vom Markt der Händler Schreien!
Tosend lärmen die Maschinen.
Menschen, die der Arbeit dienen,
Stehen fest im Werkelkleid,
tragen knirschend, stumm ihr Leid.
Lächelnd über allem Leben,
Glück und Traum die Schleier weben. —

A. B.

Gestern und morgen — eine Synthese.

Von Horst Hösel.

Wandern wir nicht heute durch ein Tal, das von mancherlei zerborstenem Felsgeröll, von Wasserlachen und seltsamen exotischen Blumen angefüllt ist? Ruhen nicht in unserem Rücken die klaren Linien blauer Berge, von denen wir uns — seien wir ehrlich — merkwürdig genug abheben? Was nichts gegen die Notwendigkeit unseres Weges beweist. Und ist es eine Himmelsspiegelung oder ebensolche Unentrinnbarkeit geistigen Schicksals, wenn wir klare Linien erhabener Berge vor uns sehen?

Kein Einsichtiger kann diese Entwicklung leugnen. Für den Betrachter wird es sich darum handeln, die Verbundenheit der uns nicht mehr überschattenden vergangenen Generation mit der uns bevorstehenden zu erkennen, Wertvolles zu übernehmen, Fortschritt zu prüfen.

Einer der feinsten, verehrungswürdigen Vertreter jener Generation von Dichtern, die Ausdruck und Bildner der deutschen Seele zwischen den beiden letzten Kriegen war, ist Ottomar Enking, der am 23. v. M. seinen 60. Geburtstag feierte. Durch die Unzulänglichkeit unseres literaturgeschichtlichen Apothekerbüchsensystems wurde er in die norddeutschen Heimatdichter, Abteilung Biedermeier, eingereiht. Damit traf man wohl die aus der Erlebnisform hervorgegangene Stoffwahl, verkannte aber die tiefe Problematik eines Menschen deutschester Prägung.

In jedem der Enkingschen Werke werden wir aufs tiefste von diesen Figuren erschüttert werden, die Bild und Drang eines Unendlichen in sich tragen, und an der Fülle kleinlicher Widerstände scheitern, einer Fülle, die durch ihre Erbarmungslosigkeit dämonischen, d. h. gottbezogenen Charakter gewinnt. Dies ist die eine Komponente Enkingschen Wesens.

Aber das so unheilbar zerrissene Leben ist der Prozeß unendlicher Annäherung und wird zur Aufgabe, die menschlich durch Liebe und Kampf gelöst werden muß. Künstlerisch setzen sich diese beiden Waffen in Humor und Spott um. Dies ist die andere Komponente.

Fundament eines solchen Künstlers sind Stetigkeit und Kraft, die sich in einem von alter Tradition genährten, wohl geordneten Leben auswirken, so geordet, daß ein zeitweiliger Bruch um der Erhaltung der Lebensintensität willen nötig ist.

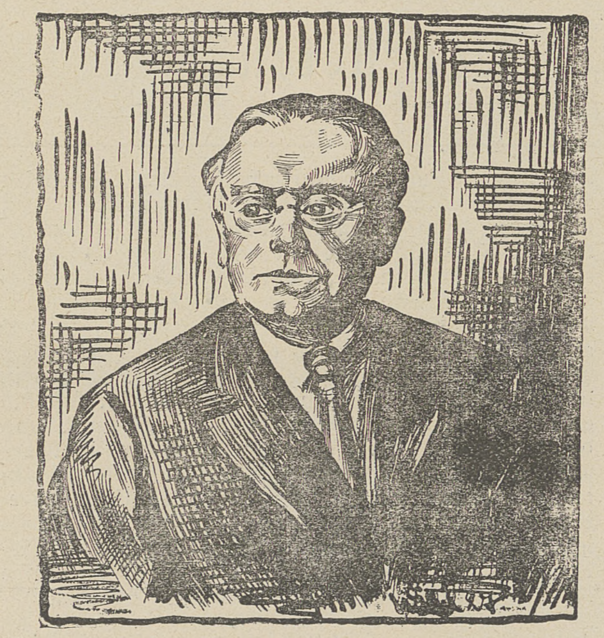
Hier liegt der grundsätzliche Unterschied gegenüber dem dichterischen Geschlecht, das heute heranwächst. Seine Hingabe an alles, was ihm kräftig scheint, die raffinierte zerstörerische Selbstbeobachtung, also die kritiklose Ausnahmefähigkeit beraubt sich der Stetigkeit, ohne die Kraft zum Wahnwitz führt.

„Die Bücher und Menschen, die wir lieben..., müssen ‚in Form', müssen gesund, geordnet, klar, gegliedert sein", heißt es heute. Zahlreich sind solche Stimmen, welche die strenge Form fordern, die einzig dem gebändigten, gleichviel an welches Symbol glaubenden Menschen entspricht.

Dieser Mensch wird den Anschluß an den Erlebniskreis, wie ihn Enking aufweist, finden, ohne sich des Rückschrittes zeihen zu müssen, und sich nur in der kühneren, kühleren Gestaltung von ihm unterscheiden. Fänge er auch Enkings überirdischen Humor, wäre ein großer Mensch am Werke. Aber dahin ist noch ein weiter Weg.

Ottomar Enking.

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 28. Sept. 1927.



Der Dichter Ottomar Enking ist der Dichter der kleinen Stadt, der beschaulichen Lebensbejahung, der liebenswürdigen Kleinmalerei. Gemüt und Mitgefühl für die Sorgen verkümmerter Existenzen sprechen aus den Werken dieses Schriftstellers, dessen stimmungsvolle Romane und Novellen zahlreiche Freunde gefunden haben.

Der 50. Geburtstag.

Von Karl Herma.

1. Fortsetzung.

Es lag etwas in der Luft. Das begann er zu spüren. Diese Unruhe ließ ihn das erste Mal auf seiner Straße taumeln. Und er spürte es umso deutlicher, je näher der Tag heranrückte, an dem sich das Schicksal erfüllen sollte. Seine Unruhe steigerte sich. Mit besonderer Freundlichkeit wurde er überall empfangen. Was hatte das zu bedeuten? Die ersten Fragen stiegen in sein Hirn, das sich bis dahin nie mit solchen abgegeben hatte. Er konnte sie nicht beantworten, denn er war daran nicht gewöhnt. Seine Vereinsfreunde schüttelten ihm kräftiger als je die Hand. Er sah sie erstaunt an und wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Er spürte die offensichtliche Herzlichkeit jedes Händedrucks, wagte nicht zu fragen, denn er meinte, dann könnte diese Herzlichkeit verwehen wie ein Traum. Also ließ er fast heimlich zitternd alles über sich ergehen. Was wars denn eigentlich mit ihm?

Immer taumelnder ward seine Straße, auf der Wiese verschwanden die Ochsen, auf der Straße schien eine neue Walze gefahren zu sein, die Sonne sickerte stärker durch, die Nacht ward trüber.

Kosmische Unruhe hatte ihn erfaßt.

Man begann sich eifriger als sonst nach seinem Wohlergehen zu erkundigen und verwickelte ihn in Gespräche, wie man es früher nur ganz selten getan hatte und meist aus Höflichkeit oder Langerweile. Man hob seine Lebenserfahrung hervor und seinen gereiften Geist. Ratlos stand er vor solchen Offenbarungen. Das alles hatte er nie erkannt und auch nie gewünscht, es zu erkennen. Nun aber kams plötzlich auf ihn eingestürmt, daß seine Füße unsicher wurden. Seine Lebenserfahrung? Ei, freilich, hatte er nicht im Leben genug erfahren? Aber was denn nur? Mein Gott, was denn nur? Er hatte geheiratet, Kinder erzogen, hatte Geld verdient, war ein ehrlicher Mensch geblieben. Das war alles. Ja, das war auch alles! Wer verstand es so gut wie er, dem Schicksal zu begegnen! Wer konnte seinem Leben so schmerzlos alle Dornen nehmen! Wer vermochte es, eine Straße zu gehen, die immer eben war, in der es keine Löcher und keine Höhen und Tiefen gab! Eine Straße, die immer von demselben verhüllten Licht beleuchtet ward? Das war allerdings etwas. Ja, das war etwas! Vielleicht sogar die vollkommene Lebensführung!

Und sein gereifter Geist? Was hatten nur die Leute daran zu bewundern? Er war durchs Alter gereift, nicht durch die Gedanken. Denn Gedanken besaß ja Martin Stangelhuber keine. Die Gedanken waren doch der größte Ballast, der einem Menschenkind auf die Lebensreise mitgegeben wurde. Aber das Alter hatte seinen ebenmäßigen Geist gereift. Das Alter. Und ist es etwa nicht die stille Glut, die zu reifen berufen ist. Was aber hatte es an Martin Stangelhuber zu reifen? Freilich hatte sich seine Lebensführung gefestigt. Freilich hatte er auf seiner Straße ausgehalten und war keine Seitenwege gegangen. Freilich hatte er sich der Ochsen und Kühe auf seiner grünen Wiese gefreut. Freilich hatte er Ausdauer und Geduld besessen. Und wären das etwa keine kostbaren Schätze? Ausgehalten auf seinem Weg! Es war wohl keiner, der am Abgrund führte, es war auch keiner, auf dem man himmelstürmerisch in die Wolken des ewigen Raumes brechen konnte, keiner, der in die Finsternisse der Hölle führte. Aber ein Weg wars doch. Ist vielleicht das Bächlein, das gemächlich durch die Wiese plätschert, weniger wert, als der reißende Bergbach? Wachsen nicht Blumen an eben diesem Bächlein und stehen nicht die Schafe daran und die Lämmer, um zu trinken? Er hatte auf seinem Weg ausgeharrt! Er war seine ruhige Straße gegangen. Das hatte seinem Geist eine sonderbare Reife gegeben. Diese Reife erkannte man nun. Man respektierte sie in den Kreisen seiner Vereinsfreunde.

Ein guter Bürger! Ein wahrhaft guter Bürger, auf den das Vaterland stolz sein kann. Ach, ja! Das wars ja. Ein rechter Bürger zu sein, ist eine Lebensaufgabe, unter der die meisten zusammenbrechen. Aber Martin Stangelhuber hatte diese Aufgabe bewältigt. Wenigstens behaupteten dies seine Vereinskollegen auf einmal. Warum sie dies jetzt so besonders hervorhoben, das war ihm völlig rätselhaft. Eins nur wußte er, daß es mit seinem Gleichmut und seiner Ruhe zuende war. Das hatten seine Kollegen und Freunde auf dem Gewissen. Und er begann zu spekulieren, was das alles wohl zu bedeuten habe. Aber sein Spekulieren war eine müßige Arbeit, an die er nicht gewöhnt, der er nicht gewachsen war.

Eines Abends nun saß er in der Dämmerung beim Fenster und brütete über die Veränderung der Welt. Da trat leise seine Frau zu ihm und legte ihre Hände auf seinen Kopf. Dies tat sie nie, und Martin Stangelhuber erschrak darüber. Sie erkannte seine Unruhe wohl, litt sie doch auch darunter, und sie hatte sich vorgenommen, ihn nicht länger unter dem Zwang der Verhältnisse leiden zu lassen. Also setzte sie sich fürsorglich neben ihn

Literatur

hin und hob an von der Welt und von den Menschen zu erzählen, daß er erstaunte, was für eine gescheite Frau er hatte. Diesen Zug hatte er bei ihr noch nie bemerkt und es schmeichelte ihm, daß sie sich gerade jetzt in dieser Zeit auch an ihn wandte, seinen ebenen Lebensweg bewundernd. Von der Schlechtigkeit der Welt sprach sie und von den Erbübeln der Menschen, doch es schien, als verstände sie Stangelhuber nur halb, weil er alles auf sich bezog und dadurch vor sich langsam aber sicher eine gewaltige Hochachtung erhielt.

Endlich rückte sie mit der Hauptsache heraus und ihre Erkenntnis wälzte den bösen Stein vom Herzen Stangelhubers, der ihn alle diese Tage, seit die Veränderung seiner Kollegen zu ihm eingesetzt hatte, arg bedrückt hatte. Seine Frau verriet ihm das große Geheimnis, daß seine Augen auf einmal sehend wurden. Sie sagte ihm, er stände eben vor einer Lebenswende, die ob ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden dürfte, er stände vor einer neuen Pforte, in die hineinzugehen es ein Ruhm und Stolz aller Erdenbürger sei. Martin Stangelhuber horchte hoch auf. Ja, meinte seine Frau, das ist eben, wenn man ein halbes Jahrhundert auf dieser Erde seine Pflicht als Mensch getan. Diese besondere Einstellung der Menschen zu ihrem Martin beruhe nur allein darauf, daß er in nächster Zeit seinen fünfzigsten Geburtstag feierte.

Das war's. Der fünfzigste Geburtstag!

Martin Stangelhuber dankte mit Tränen in den Augen seiner ebenmäßigen, klugen Gattin für ihre Worte. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Also sein fünfzigster Geburtstag hatte die Welt so verändert. Also mußte der fünfzigste Geburtstag eine Macht sein, eine ungeheure Macht, ein Beherrscher eines Lebensabschnittes, wenn sich soviele Vereine, so viele Menschen vor ihm beugten. Und diese Macht erhielt er in einigen Tagen in die Hände. Der fünfzigste Geburtstag war wie ein Zepter, mit dem man den übrigen Lebensweg zurücklegen konnte. Dieses Zepters wollte sich Martin Stangelhuber mit allen Kräften bemächtigen. Der fünfzigste Geburtstag war wie ein Wegweiser in der Wüste. Martin Stangelhuber wollte ihn zu würdigen wissen. Der fünfzigste Geburtstag war eine Anhöhe, von der aus man seinen zurückgelegten Lebensweg überblicken konnte. Diese Anhöhe wollte er nun erklimmen. Er wollte von da oben Heerschau halten über die Straßen und Wege, die er gewandelt, die Menschen, die auf ihr gegangen, über die Wiesen mit ihren Ochsen und Kühen und Kälbern und den stillen, klaren Wässerlein.

Martin Stangelhuber freute sich auf diese Anhöhe.

(Fortsetzung folgt).

Der Vater der Verpesteten.

Von **Julius Słowacki.**

Uebersetzt von Vinzenz Byrski.

Vinzenz Byrski genießt als Uebersetzer polnischer Dichtungen in die deutsche Sprache bereits einen guten Ruf. Die Uebertragung von Schillers „Glocke“ in die polnische Sprache hat in besonderem Maße die Aufmerksamkeit literarischer Kreise auf Byrski gelenkt. Anläßlich der Krakauer Słowacki-Feier ist in der „Schlesischen Zeitung“, Bielitz, Słowackis Dichtung „Agamennon“ in deutscher Uebersetzung erschienen, die dem Uebersetzer Byrski, neue Anerkennung brachte. Wir bringen heute eine neue Arbeit Byrskis: die Uebersetzung der Dichtung Słowackis „Der Vater der Verpesteten“ mit der Einleitung, die der Autor seinem Werk vorausschickt. Die Arbeit legt Zeugnis dafür, wie wohl es der Uebersetzer versteht, bei der Uebertragung polnischer Ausdrucksweisen in deutsche Ausdrucksformen den feinsten Nuancierungen seelischer Schwengungen gerecht zu werden.

Słowackis einleitende Worte.

Zwecks Erläuterung der nachstehenden Dichtung muß ich unbedingt einige Worte der Quarantäne in der Wüste zwischen Aegypten und Palästina, in der Nähe des Städtchens El-Arish, widmen. Es war eine wunderliche Idee des Mohamed Ali, zwischen seinen zwei Reichen eine Grenze im Flugsand zu ziehen und bei Todesstrafe durch das Schwert im Weigerungsfalle die freien Beduinen zu zwingen, hier Zelte aufzuschlagen und durch einige Tage unter Aufsicht der Wächter und des Arztes zu leben. Anders kann man aus Aegypten nicht nach Syrien gelangen. Da ich mich auf der Reise eines Kamels bediente, mußte ich demselben Schicksal verfallen. Nach acht Tage dauernden Wanderungen kam ich aus Kairo in ein düsteres Sandtal, um daselbst zwölf Tage zu wohnen. Anfangs konnte ich nicht begreifen, wie ein öder Ort, ohne jedwede Baulichkeit, mit Flugsand verweht, den menschlichen Gesetzen unterliegen kann. Doch das Schwert des Pascha schien in der Himmelsbläue über den Häuptern meiner arabischen Führer zu hängen, denn als wir das Tal der Quarantäne erreichten, ließen sie alle Kamele sofort niederknieen. In ihrem schwarzen Antlitz war tief eingegraben die Unterwerfung des freien Mannes unter das Gesetz des furchtbaren Herrschers zu lesen. Der Arzt kam aus dem Städtchen El-Arish. Es war dies das erste Städtchen, welches ich nach der Ausfahrt von Kairo von weitem sah und der Arzt, der erste Mensch, dem ich begegnete, Herr Steble, so hieß der Arzt, ein italienischer Emigrant, jung verheiratet mit Fräulein Malagamba — eine berühmte Schönheit im Orient, von welcher Lamartine mit so viel Enthusiasmus erzählt — war bemüht, meinen Aufenthalt unter dem freien Himmel so bequem als möglich einzurichten. Er ließ aus dem Magazin einige Zelte für unsere kleine Gesellschaft ausfolgen und — wie ich später erfuhr, — mußten die Händlein seiner Gattin tief im Teig wühlen, damit es mir an europäischem Brot nicht mangle. Nachdem ich mich im Zelt eingerichtet hatte, fing ich an, mich an den trüben Eindruck meiner Umgebung zu gewöhnen. Knapp in der Nähe war ein Bach zu sehen, trocken fast bis auf den Grund, welcher das Tal durchschnitt, und dem Meer zu floß. Hinter ihm schuf ein Palmenwald einen dunklen Streifen. Im Norden leuchtete ein blauer Streifen des Mittelländischen Meeres. Das traurige Rauschen der Wellen flutete in der ruhigen Wüstenluft. Ober dem Meere wieder, auf einer Sandpyramide, erglänzte die weiße Kuppel eines kleinen Grabmales des Scheichen. — Furchtbar. In dessen Höhlen hatte man die an Pest Gestorbenen bestattet. Seine Architektur und seine gelbliche Weiße gaben dem Grabmal das Aussehen eines Gerippes. In anderen Richtungen gab es Sandhügel mit Zelten der Wächter und die ausblickenden Wächter selbst in ihren grellen orientalischen Trachten waren zu sehen — in der Mitte des Tales wieder ein Sandkegel, wo der Muezzin mit erhobener Stimme die Allmacht Gottes früh, abends und nachts auszurufen hatte. Alle diese Bilder wird der Leser in der nachstehenden Dichtung wiedergegeben vorfinden und sie werden ihm im richtigen Lichte erscheinen, denn er wird sie durch menschliche Tränen betrachten können. Was mich anbelangt, hatte ich mich an mein Zelt gewöhnt und ich hatte es mir gefallen lassen, in der Stille der Sandwüste und im Rauschen des Meeres, an dessen Strand es mir gestattet war, in Begleitung eines Quarantänenwächters zu gehen. Am Weihnachtsabend (1836), an welchem von dieser ruhigen Wüste meine Gedanken nach der Heimat hinflogen und den Zeiten nachhingen, zu welchen ich diese Tage im Elternhause mit Festlichkeiten zugebracht hatte, — gab es in der Nacht einen furchtbaren Sturm, der vom Roten Meer zum Mittelländischen herangezogen kam und mit einem Hagel von Blitzschlägen auf mein von Menschen entferntes Zelt niedersauste. Mein trauriges und in Gedanken über meine Heimat versunkenes Herz begann langsam vor Entsetzen zu lähmen. Das im Wind und Regen flatternde Zelt schwankte über mir und im grellen Licht zuckender Blitze, schien es ein flammender, mein schlafloses Lager behütender Cherubin zu sein. Der Wind hatte das Licht ausgelöscht und der feuchte Docht wollte sich von neuem nicht anzünden lassen.

Unnütz alle Schilderungen, denn der Sturm in der Wüste hatte alle Merkmale einer biblischen Macht. Anhelli dachte, daß der heransausende Wind ihn von der Erde wegjagen und in eine friedliche Landschaft bringen werde. Die schlaflose, schauererregende Nacht verging jedoch und als ich am Morgen aus dem Zelt heraustrat, war der Himmel mit eisengrauen Wolken überzogen und ein Rieselregen machte die Luft düster. Das war aber kein Ende des Schreckens. Ein Schrei der Araber machte mich auf eine neue Gefahr aufmerksam. Jener Bach, welcher gestern kaum fadenbreit im sandigen Bett sich fortschleppte, war durch die nächtlichen Regengüsse angeschwollen und stürmte nun geradeaus dem Tale zu, wo unsere Zelte standen. Es blieb kaum Zeit zur Rettung. Mit Hilfe der Araber trugen wir unsere Zelte auf die nächsten Sandhügel. Gleich nachher kam das Wasser heran, um die Sandringe zu füllen, welche als Spuren unserer weggetragenen Behausungen im Tale zurückgeblieben waren. Vor Kälte erstarrt und düster betrachtete ich vom Hügel aus den Triumph des armseligen Bächleins, und derart sinnend, gewann ich einen eigentümlichen Eindruck. Obdachlos, ohne Feuer und ohne Nahrung, nachdem ich — hier am Land — Schiffbruch erlitten hatte, konnte ich mich dennoch nicht in das nahe Städtchen begeben, wo Menschen waren und bitten, mich unter ein Dach aufzunehmen und an den gastlichen Herd zu setzen. Und es konnten mehr gräßliche Stürme und selbst das Meer konnte kommen und den Sandhügel, wo ich stand, überfluten. Und all' dies mußte man mit eigenen Kräften überwinden, entweder sich retten, oder zu Grunde gehen vor den Augen jener Leute, welche weder mich noch meine Sachen anrühren durften.

Endlich heiterte sich der Himmel auf. Durch die Erfahrung gelehrt, schlug ich mein Zelt nicht im Tal, sondern am höchsten Hügel, auf. Es kamen heitere, stille und friedlich in der Wüste dahinfließende Tage. Mein Wegweiser, Soliman, berühmt durch seine Großtuerei, daß er einst Dolmetsch gewesen war Champolions, Rosselinis, Fresnels und vieler anderer, erzählte mir von seinen ehemaligen Herren die kleinsten Einzelheiten ihrer Reisen. Er sammelte gewiß einen Vorrat von Beobachtungen an mir, womit er seine zukünftigen Wanderer wird belustigen können.

Als ich mich abends vor dem Zelte am Boden niederließ, sang mir der schöne Araber mit dem langen Bart, beleuchtet von dem durch die Zelttücher hereinblickenden Mond, Strophen aus arabischen Dichtungen vor, deren unverständlicher Klang und düstere Melodie mich einlullten. Und damals dürfte mich wieder der Engel mit dem Mantel des Ritters Soliman bedeckt und an der Brust mit einem roten Kreuze gekennzeichnet und den Araber in einen Knappen gewandelt haben, der dumpfe Lieder aus seiner Heimat sang.

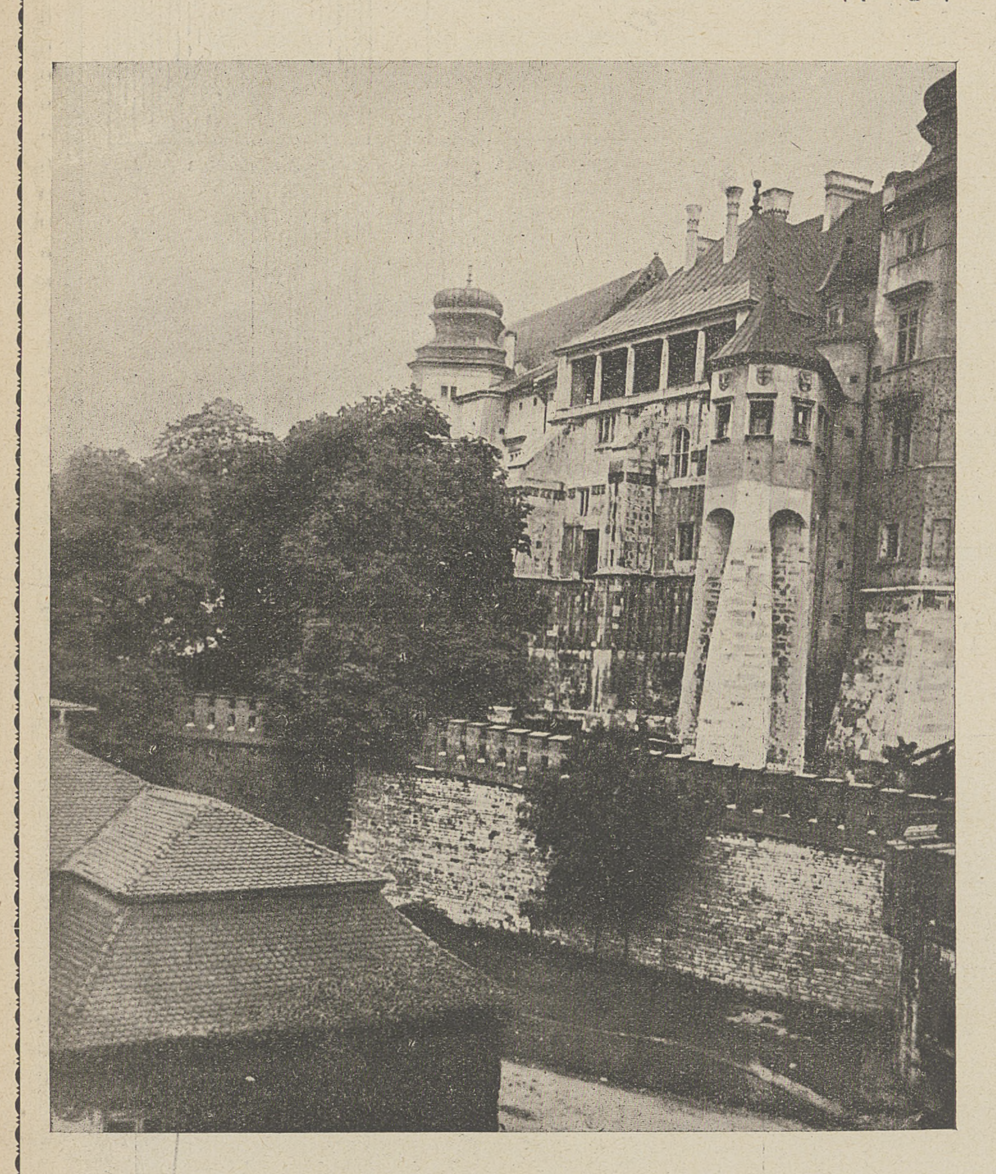
Genug der geheimnisvollen Träumerei aus meinem Leben, von dieser goldenen Wüste, von diesem Zelt, wo ich friedliche Stunden verbracht, wo, als ich erwachte, meine Augen das Sternbild des Orion gesehen, so ähnlich einer Sternlaute, von Gott aufgehängt über dem Haupte eines herumirrenden Polen. Genug der friedlichen Woche meines Lebens — sie ist vorbei!

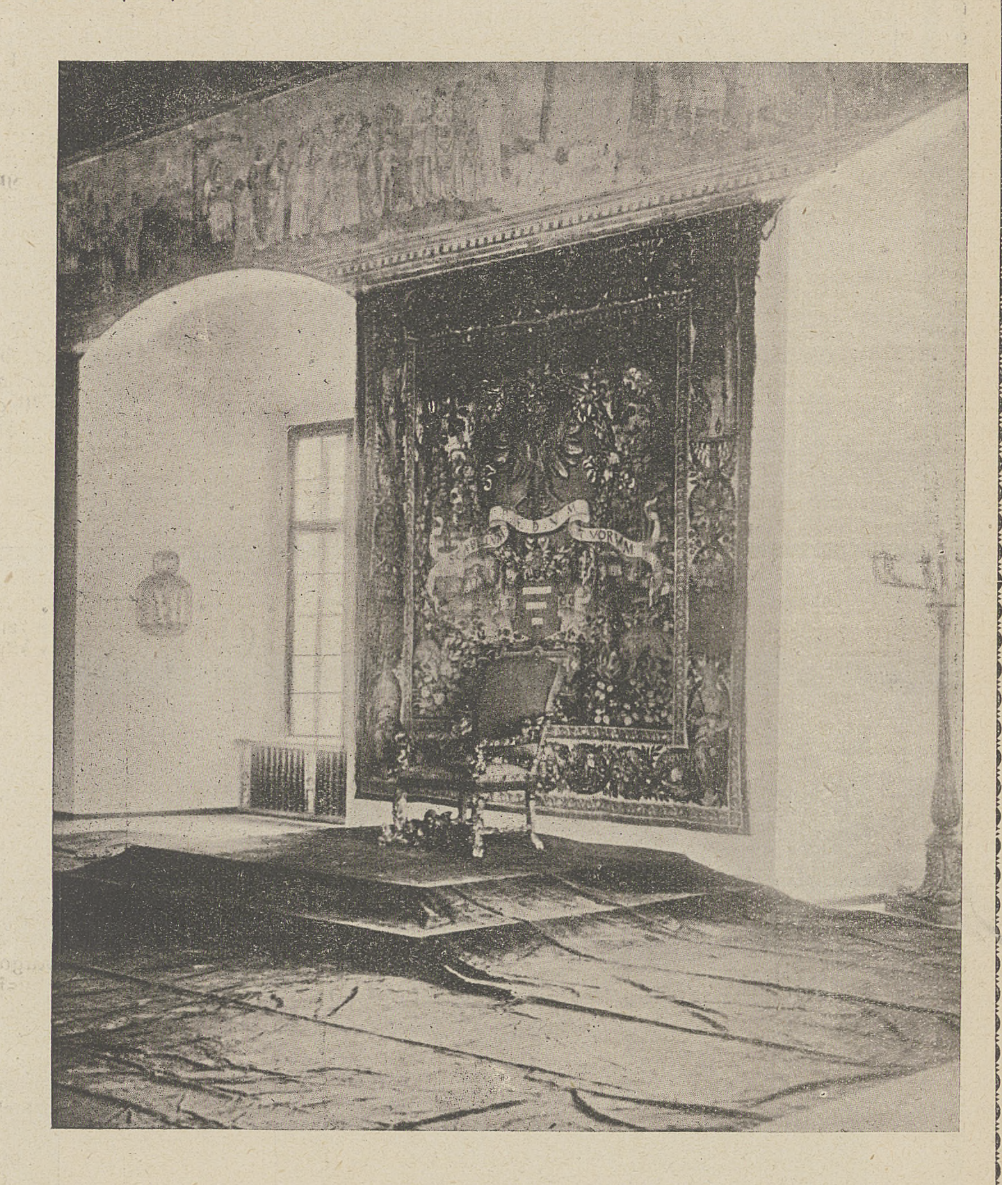
Die Kamele knieten wieder vor mir und erhoben sich mit dem in Gedanken versunkenen Pilger, die Hälse schlangenähnlich gegen das Grab Christi ausstreckend — und als ich beinahe eine Stunde Wegs zurückgelegt hatte, wandte ich mich um im Sattel, um noch einmal auf mein grünes Zelt zu blicken. Ich erblickte es am Hügel und es schien, als wenn es sich selbst auf eine Anhöhe begeben hätte, um sich zu verabschieden; und sind es Leute gewesen, welche die Sachen zusammenpackten, oder war es das Zelt selbst — keine Bewohner mehr fühlend — welches einige Pflöcke aus dem Sand herausriß und mir mit der Schwinge flatternd winkte, den schwarzen leeren Schoß mir zeigend. Bald kamen im Sand Lilien zum Vorschein, kündend, daß ich mich einem mehr fruchtbareren Boden nähere und ich gedachte, daß Christus, denselben Blumen seinen Blick zuwendend, seinen Schülern bedeutete, daß sie sich nicht um das Morgen und um die Sachen dieser Welt zu kümmern brauchten, da sie doch sahen, wie Gott die Lilien kleide.

Dies ist die Beschreibung der von mir in der Wüste überstandenen Quarantäne. Eine weit ärgere muß der Greis durchgemacht haben, der in der nachstehenden Dichtung sein Unglück erzählt. Die Geschichte seiner Leiden ist nicht in der Gänze ersonnen. Es hat sie mir der Doktor Steble erzählt, welchem ich hier sowohl für die Erzählung,

Wawel, das Krakauer Königsschloß

Der Empfangssaal des Staatspräsidenten.



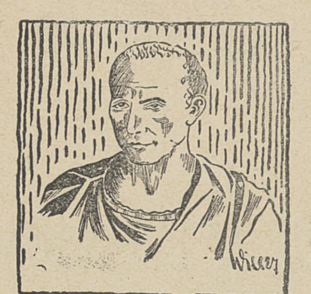


Links oben: Der für den Staatspräsidenten reservierte Teil des Schlosses; rechts oben: Der Präsidentenstuhl im Empfangssaal. Der Stuhl ist aus Mahagoniholz gearbeitet, die Polsterung ist mit scharlachrotem Silberdamast überzogen; links unten: Teil einer Seitenwand im Empfangssaal mit Szenen aus dem menschlichen Leben dargestellt in den Gemälden; darunter ein Gobelin von abnormen Dimensionen aus dem XVI. Jahrhundert, zwei mit Goldornamenten geschmückte Sessel und eine Truhe; rechts unten: Teil des Empfangssaales mit historischer Ausschmückung.





Zu Hindenburgs 80. Geburtstag: 2. Oktober 1927.



Julius Cäsar



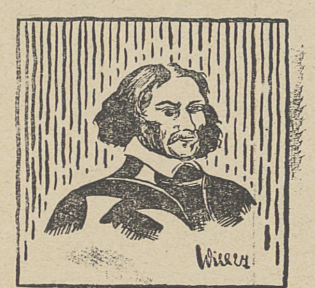
Wallenstein



Washington



Hindenburg



Cromwell



Napoleon

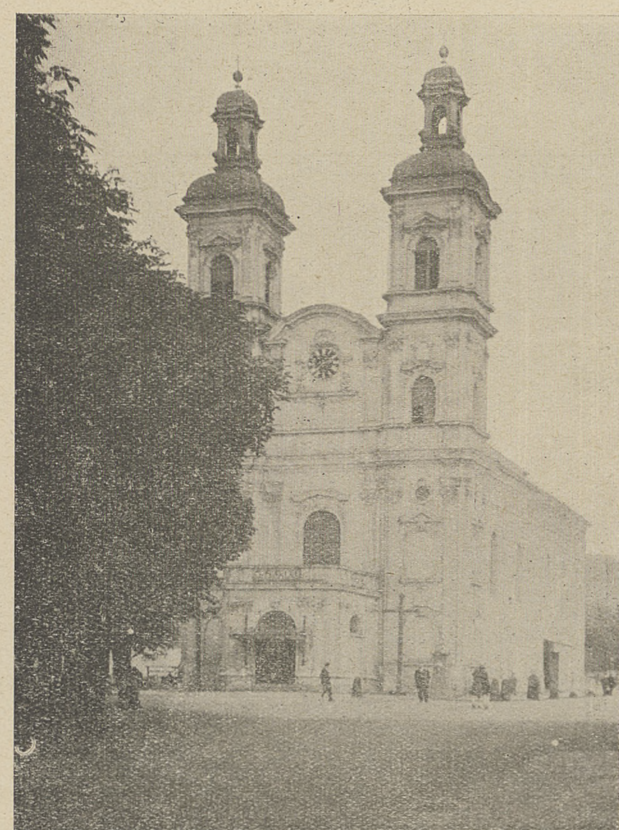


Mac Mahon

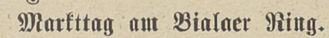
Soldaten als Staatsoberhäupter.

Bielitz-Bialaer Ansichten.

Katholische Pfarrkirche (Biala)

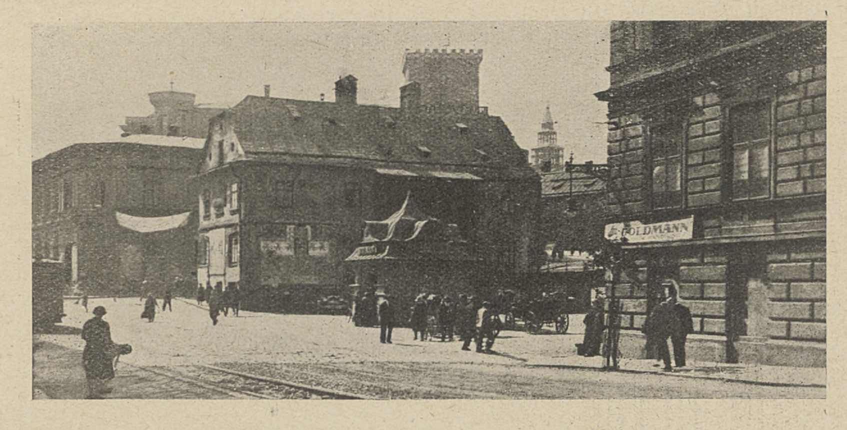


Markttag am Bialaer Ring.

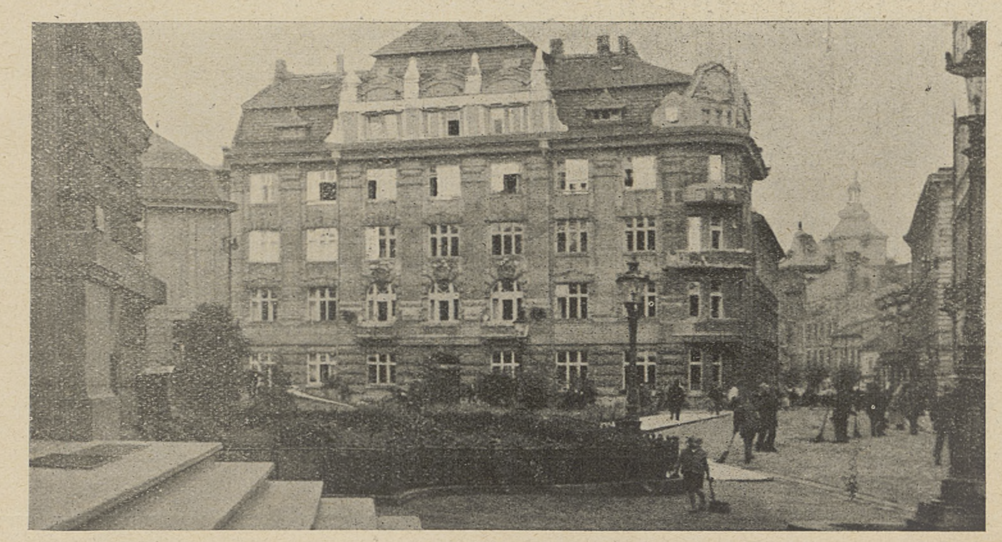




Töpferplatz (im Hintergrund das Bielitzer Schloß.



Das Palais der Bank Krajowy (Biala)



Literatur

3 Mai-Straße (Bielitz)



wie auch für das Brot und für die Zuvorkommenheit danken würde, wenn ich wüßte, daß diese geringe Erkenntlichkeit ihn in der Wüste erreichen würde. Was ist aber für ihn ein Gedanken in unverständlicher Sprache und mit einer Stimme gesprochen, welche sich nur derart verbreitet, wie die Ringe im Wasser, wenn man einen Stein hineinwirft?

Die Dichtung.

Schon dreimal sah den Mond ich voll erscheinen,
Als Zelte hier ich aufschlug für die Meinen,
Ein kleines Kindlein hat mein Weib gestillt;
Drei Söhne und drei Töchter, heut umhüllt
Von Finsternissen unglücksel'ger Gräber,
Nach Wanderungen in dem Sandgestöber
Sind mitgekommen. Täglich sind auf Suche
Nach karger Nahrung hingewankt zum Strande
Neun Dromedare still im Sonnenbrande,
Und abends legten alle sich im Kreis,
Dort wo das Feuer längst schon ausgebrannt.
Die Töchterlein, mit Krügen, lilienweiß,
Sind hingezogen lustig und gewandt,
Geschwistern einen kühlen Trank zu holen.
Die Söhne schürten Feuer auf mit Lust,
Und um die Kost besorgt war bei den Kohlen,
Mit unserm Söhnlein an der teuern Brust,
Die Mutter rege. Heut' ruhen alle
Dort, wo soeben grell im Strahlenschwalle
Die Kuppel des Scheichen glänzt — — o, wehe!
Nachdem ich dreimal vierzig Ewigkeiten
Ertragen mußte, als da stumm und zähe
In unserm Zelt mit allen Greulichkeiten
Der Quarantän' der Todesengel hauste.
Wer kennt den Schmerz, der damals wild erbrauste
In meiner Brust, die heut' er noch zerwühlt?
Fremd auf den Liban steig' ich, im Gefild'
Des eignen Hofes steh'n Orangenhaine,
Und fragen: „Greis, wo sind denn deine Kinder?"
Die Blumen fragen, da ich so alleine:
„Wo sind die Töchter?" Wolken zieh'n gelinder
Erstaunt, daß sie vermissen Weib und Söhne,
Und all' die Liebsten. — Gott, o Gott! das schöne
Und einz'ge Glück ruht eingescharrt in Erden,
Dort, wo die Kuppel des Scheichen glüht.
Ein jedes Ding ist seelengut bemüht
Mich zu begrüßen, alle Leute werden,
Wenn sie mich seh'n, nach meinem Wohl mich fragen
Und sag', was werd' ich, Unglücksel'ger, sagen? —

Ich kam und schlug am Sande auf mein Zelt,
Die Dromedare ruhten aus derweilen,
Mein Kindlein, wohl das schönste in der Welt,
Warf lieb den Spatzen Weizenkörnlein vor;
Ich seh' sie alle, wie sie sich beeilen
Fast aus dem Händlein Nahrung wegzuschnappen.
Siehst du das Bächlein dort im Glutenflor?
Die Sonne läßt jetzt glänzen dort sein Wappen,
Von dort kam an die Tochter, mit dem Krug
Am schönen Haupte, schlank und zart und klug,
Und sprengte knapp am Feuer, kindlich bieder,
Ergötzlich lachend, Wasser auf die Brüder.
Der älteste mit einem Glanz, wie selten
Im tiefen Auge führt zu seinem Munde
Den Krug und sagt: „O, Gott, soll dir's vergelten!
Will trinken, wie ein Hund, mich brennt's im Schlunde,
Wie Feuer, gieb!" Den Krug dann ausgeleert,
Brach er zusammen wie ein Stamm am Herd.
Ich eilte zu; vergebens! nicht zu retten!
Die Schwestern wollten küssen ihn und betten,
Da schrie ich rasend: „Niemand darf es wagen!"
Ich hatte ihn den Wächtern hingeschmissen,
Daß sie ihn baldigst zu den Gräbern tragen,
Wo die an Pest Verschied'nen ruhen müssen.
Seit jener Nacht, der gräßlich schicksalsharten,
Ließ man mich volle vierzig Tage warten.

Derselben Nacht sind Hafne und Anachte
Verschieden, beide angeschmiegt im Bette,
So sacht, daß ich's nicht zugemutet hätte,
Obwohl die Nacht ich schlaflos mitverbrachte,
Nach ungeahnten, unheilvollen Stunden;
Und selbst die Mutter schlaflos und beklommen,
Wie ich, sie hat es auch nicht wahrgenommen.
Am Morgen hatt' ich stahlblau sie gefunden,
Erschlagen von der Pest und ließ sie beide
Wegschleppen von den Wächtern auf die Heide;
Fort waren sie, um nie zurückzukehren;
Und säumten's nicht, wie Jungfrauen es geziemt,
Mit ihren Locken, liebevoll gestimmt,
Uns Eltern, ach! die Wege rein zu kehren.

Siehst du die Sonne hoch am Himmelsplan?
Dort geht sie immer auf am Palmenhain,
Und geht am Sandberg dort zur Ruhe dann,
Und immer ist der Himmel wolkenrein;
Und damals schien sie, ich weiß es nicht weswegen,
Daß nun die Sonne nicht der gold'nen Sonne
Gleicht und auch nicht so glänzt im Strahlenregen,
Und nicht so lieb wie gestern und voll Wonne,
Doch daß sie heut' wie ein Gespenst nur spukt.
Daß dieser Himmel, der den Tod gesehen,
Dreier meiner Kinder, aus dem Qualm kaum lugt,
Voll Dunst und Röte in den fernen Höhen;
Ich wußt' es auch, o Gott! daß meinem schlichten
Gebet der Weg versperrt ist durch die Dichten.

Zehn Tage sind verstrichen dumpf und träge,
Vier von den Kindern blieben noch am Leben;
Die Mutter war mehr wohlgemut und rege,
Hat aufgehört um's kleine Kind zu beben,
Es konnte doch als Blümlein nicht verwelken;
Selbst ich fing an, mich etwas zu erholen,
Ich hatte es, fürwahr! nicht glauben wollen,
Sobald drei Kinder starben in der Wüsten,
Die andern gleichfalls uns verlassen müßten.

O, schrecklich war die Stunde ohnegleichen,
Als ich im Antlitz meines jüngsten Knaben
Den Tod erblickte. Nur ein kleines Zeichen
Nahm wahr ich — Gott, allmächtig und erhaben!
Ein Ebenbild des andern ward er gleich,
Er ward so wie der Erstgeborne bleich,
Dann purpurrot, dann stahlblau im Gesicht;
Laut rief ich aus: „Der Tod ist da in Sicht!"
Dann riß ich fort ihn, trug ihn hinaus zur Wüste
Zu den Kamelen dort am Sandgelände,
Daß dort der Tod das schnöde Werk vollende
Und daß die Mutter es nicht sehen müsse.

Wach waren wir in seiner Sterbestunde,
Ich, die Kamele, alle auf den Knien;
Ich rang die Hände und rief laut und wunde:
„O, lebte er! — o, wär' er nicht geboren!"
Und dort, wo Palmenhaine träumend ziehen,
Stieg auf der Mond gleichgültig, ohn' Erbarmen
Dies Bild betrachtend. Dieser Augenblick
Bleibt unauslöschbar im Gedächtnis teuer,
Wie konnt' er schau'n auf solch' ein Mißgeschick!
Verbrennen wollt' die Leiche ich im Feuer,
Doch als das Kleid zu lohen schon begann,
Riß ich den Toten fort und warf ihn dann
Den Wächtern hin, wie gräßlich sie auch lästern,
Und wohl wird's ihm beim Bruder und den Schwestern.
Seit dieser Stunde, dieser schicksalsharten,
Ließ man mich wieder vierzig Tage warten.

Wie Blut so rot, glüht noch die Sonne fort,
Und in dem Zelte haust die Pest verwegen;
Wir schau'n uns an und reden nicht ein Wort
Und einer kommt dem andern ungelegen,
Vom Tode will man weder hör'n noch wissen
Und Gott sogar will trügen man beflissen
Im Glauben, weiteres Unheil abzuwenden.
Er kam zurück; der Würgeengel kam!
Doch herzlos fand er uns und tränenlos,
Bereit für alle Qual im Linnenschloß,
Bereit zu sagen: „Wenn Gott jene nahm,
So mag er auch die andern nicht verschonen!"

Drum ließen mich des dritten Sohnes Qualen
Ganz kalt. Zu weinen war ich nicht gesonnen,
Ein steinern' Herz trug ich zur Schau dermalen.
In meinen Armen ist er auch verschieden,
So wie er war auch nach dem Tod gemieden,
Gott hat dafür auch reichlich ihm vergolten,
Gab einen Tod ihm, eisstarr, unbescholten
Und schmerzensfrei und frei von allem Wahn,
Er ward zum Stein, zu einem Eisblock dann.
In seinem Antlitz furchtbar unbefangen,
Sah keinen Wunsch man mehr und kein Verlangen,
Und wollte er nur seine eignen Züge
Einmeißeln ins Gedächtnis zur Genüge,
Zurufen stets rachedurstig und verrucht
Uns unglücksel'gen Eltern: „Seid verflucht!"
Ja, er verschied! — ich war dem Wahnsinn nah!
Als ich das ganze Unheil übersah,
Griff meine Seele an ein dunkles Ahnen,
Daß auch der Rest wird müssen zieh'n von dannen,
Nachher mein Weib, und schließlich ich, o Gott!

Mein Töchterlein!.... so zart, so rosenrot,
Um sie hat keine Furcht mich je befangen,
Ich sah sie doch in Jugendfrische prangen,
Wie süß, wenn sie in ihre Händlein nahm
Mein vielbesorgtes Haupt, um es zu kühlen!
Wie liebenssüß, wenn um den Zedernstamm
Sie lustig hüpfend, flink wie eine Spinne
Den Seidenfaden zog — o, welch' Idyllen!
Sieh', auch den Gürtel, der mich prachtvoll schmückt,
Hat sie gewebt, wie sinnreich und geschickt!
Und ihre Aeuglein, feucht benetzt von Tränen,
Hat sie so zart mit ihren gold'nen Strähnen
Verhüllt. Bezaubert hielt, bei Gott, ich inne
Und sah sie an, wie Rosen sind zu schauen,
Benetzt vom Tau so wonnig sonnenweich,
Auf sagenreichen, märchenhaften Auen. —
Sie war die Fürstin auch in meinem Reich! —
Schutzengelgleich wacht oft sie an der Wiege,
Und kost und herzt, scheucht fort die böse Fliege;
Ihr war bekannt ein jeder Schmerz und Brocken
Nahm uns're Tränen mit auf ihren Locken.

Zehn Tage sind verstrichen und zehn Nächte,
Der Tod konnt' auf die Sterne schon entfliegen, —
Zehn andre Tage und zehn andre Nächte
Enteilten, und die Hoffnung konnte siegen, —
Das Jammern schwieg, wir waren mehr gestählt
Und hatten dreißig Morgen schon gezählt.
Und endlich der Erinnerung bar und Kraft,
Sank ich aufs Lager und schlief ein — erschlafft.
Im Traum sah ich in Wölklein eingehüllt
Die beiden Töchter, die der Tod entrafft;
Sie kamen beide, Hand in Hand, mitsammen
Und grüßten mich in Gräberfriedens Namen.
Und schritten dann, die Augen still erhellt,
Auch zu den Andern rundherum im Zelt.

Literatur

Tief neigten sie sich über Ruhestätten
Des Weibs, des Säuglings — traten langsam dann
An's Bett des jüngsten Töchterleins heran
Und auf dem Mägdlein, lieblich ohne Ende,
Ruhn ließen sie die dunkelblauen Hände....
Die Toten fluchend, rief ergrimmt ich aus:
„O, Hatfe! Hatfe!" — wie ein Vöglein traut
Sprang sie herbei wie sonst so ungezwungen
Und mit den Händlein hat sie mich umschlungen.
Im Nu war fort die Furcht und all mein Schmerz,
An meinem Herzen pocht ja doch ihr Herz,
Doch kam der Morgen und der Blitz schlug ein.
Mein Töchterlein! o, du mein Töchterlein!...
Wozu jedoch in Klagen sich ergehen?
Um dieses Mägdlein war es auch geschehen,
Auch dieses Mägdlein starb in meinen Armen!
Am fürchterlichsten war, ach! der Moment,
Als sie erfaßt von Schmerzen ohne End',
Mir zurief: „Vater, rette! hab' Erbarmen!" —
Sie hatte damals ein so rotes Mündchen,
Wie eine Rose, wenn sie sich erschließt —
So starb sie auch, mein allerliebstes Kindchen!
O, furchtbar hab' das Glück ich eingebüßt,
Erstaunt, wie sie sich selbst da überbot —
Schön wie ein Engel war sie nach dem Tod.

Die Wächter eilten alle zu mitsammen,
Mich zu beklagen! ach! sie alle kamen
Zu rauben diesen Leib, zu pflichtbewußt!
Und schau! als sie den Haken angesetzt,
Da fiel auf ihre runde, harte Brust
Der spitze Keil — o, daß nicht sterben würde
Dies Volk wie ich! — im Nu ward sie zerfetzt
In meinen Augen — Gott, vergelt' es ihnen! —
Ich riß sie fort und trug die teure Bürde
Zum Friedhof hin — trug selber sie von hinnen.

Mit auf der Brust gekreuzten Armen saß
Die Mutter starr drei Tage und drei Nächte,
Wachsgelb, verkrochen in dem Zeltgehöfte.
Verkümmert war der Säugling, schwach und blaß,
Die Mutterbrust begann ja zu versiegen,
Und ohne Nahrung mußte er da liegen,
Drum hört' sein Wimmern ich ohn' Unterlaß.
Und diese Wüste — hast du im Grab kein Kind?
Sie kommt dir anders vor wie mir, du Guter. —
Sie kommt dir anders vor wie auch der Mutter, —
Sie strotzt vor Gold für dich, die Weiten sind
Voll heller Freud' — für mich nur eine Hölle!
In dieser Wüste über Sandgerölle
Hat man — man hat die Kinder mir geschleift. —
Und dort am Hügel, wo der Wind nur pfeift,
Und wo man nur die Wogen branden hört,
Rauscht dir das Meer. — Mir heult es furchtbar wild! —
Wenn's windstill wird, da säuselt's im Gefild',
Und mir? Mir seufzt's und schluchzt's und weint's zugleich,
Und täglich, wenn der Türmer zum Gebet
Die Glaubensbrüder rief, als wenn er bleich
Erbarmen ob des großen Unheils hätt',
Ließ seine Stimme trüb und hohl erschallen
Die Macht des Schöpfers, kündend meine Qualen.
Sei mir gelobt, o Allah, sei gelobt!
Durch diesen Brand, der da vernichtend tobt,
Durch das Erbeben, welches da in Wut
Die Städte gräbt in Trümmer und in Schutt,
Durch diese Pest, die meine Kinder raubt —
O, Allah, demutsvoll neig' ich mein Haupt!
Und alles, was da menschen-ähnlich war,
Hat ängstlich mich gemieden immerdar.
Des Zeltes Tuch, von Töchtern einst gewebt,
Ist mürb geworden von des Wetters Wucht,
Ach, wie ein Tuch von Särgen weggeschleppt,
Seitdem die Pest das Zelt hat heimgesucht.
Und selbst die Spatzen, einst herangeflogen
Im Morgenrot, um Körnlein hier und Kuchen,
Von meinen Töchtern dargereicht, zu suchen,
Im heißen Sand von Zeit zu Zeit zu baden,
Als wären sie schon nicht mehr eingeladen,
Sind unbemerkt und spurlos fortgezogen.
Hat Angst das Tuch da ihnen eingejagt? —
Vielleicht mein Antlitz, ausgedorrt, zernagt? —
Kein Vöglein war vor meinem Zelt zu sehen,
Und selbst um diesen Trost war es geschehen. —

Fünf Tage nach der Tochter, Gott, o Gott!
Begann das Meer betäubend wild zu rasen.
Die Sonnenscheibe schob sich purpurrot
Und furchtsam hinter schwarze Wolkenmassen,
Und eine Nacht kam — nimmer zu vergessen —
Pechschwarz und blutrot von des Sturmes Essen.
Ich höre heut' noch Regengüsse rinnen
Auf meines Zeltes lückenvolle Linnen,
Und hör' sein Stöhnen, höre sein Geflatter,
Und seh', wie es sich dehnt nach allen Seiten,
Seh' Blitze brennen, hör' den Donner rollen, —
Und glich mein Zelt in diesen Flammenweiten
Den Satansgräbern in den Höllenstollen....
Mir schien's, als hört' ich in der Blitzeflimmern,
Am Zelt die armen Kinder schrecklich wimmern....
Ich strengte an mein Aug', und Herz und Ohr,
Und voll Entsetzen hab' ich nachgedacht,
Wie es ergeht in einer solchen Nacht
Den Kindern dort? Was geht in Gräbern vor? —
Und sagt plötzlich..., warum hat mich der Tod
In meinem Zelt so elend hintergangen? —
Es heult der Samum und der Himmel loht.
Die Donner krachen ohne Zahl — und plötzlich
Hört' ich ein leises Wimmern in der Wiege...
Und dieses Wimmern mußte sein entsetzlich...
Mein Weib sprang auf, es schien aus dem Gefüge
Mein Hirn zu treten, ach! wir beide rannten
Zu unser'm Würmlein, zu dem „liebst" genannten.
Wenn auch das Wimmern kaum zu hören war,
War es für uns zum grellen Schrei geworden,
Als käm' hieher der Tod, gemein zu morden,
So herzzerreißend, kläglich war's und klar,
Wie aus dem tiefsten Innern 'rausgerissen
Und so verdammt und ohne ein Gewissen,
Daß wir gerannt sind, vom Geschick betroffen,
Schon ohne Sinnen ach! und ohne Hoffen....
Und nicht enttäuscht hat uns das dumpfe Ahnen,
Das Kindlein zog wie and're bald von dannen,
Um dort zu sein, wo die Geschwister sind,
Mein allerliebstes und mein letztes Kind. —
Der Tod hat mir das Söhnlein fortgerissen,
Kehrt nimmer heim — wird nicht ergötzlich sprießen,
Nicht mehr zu seh'n bekommt's mein armes Haus,
Und kehrt schon nimmer heim, o Pein! o Graus!

Nun kam die nächste Nacht, besät mit Sternen,
Wir konnten unser Söhnlein nicht entfernen.
Es lag am Tisch, wir waren ganz allein —
Mehr schauerlich kann wohl kein Anblick sein,
Wie dieses Söhnlein in der Todesstarre.
Und wach in mir war damals das Gefühl,
Wenn es so läge auch durch alle Jahre,
Wenn schon nicht anders, alsdann so am Pfühl,
Die Hälfte der Verzweiflung wäre still....
Und schau', nicht ich, die Wächter nicht, du Guter.
O, nein, wir trugen's nicht zu dem Scheichen,
Mit ihrem Söhnlein ist dorthin geschlichen
Mein armes Weib und seine beste Mutter.

Im öden Zelt verblieben wir nun beide —
Wirst du's begreifen? Statt uns festzuschmieden,
Da doch kein Ende war dem schwersten Leide,
Wir hatten uns fast wie verhaßt gemieden.
Denn dieses Leid hat Gift in's Herz gegossen,
Gott wird allein die Herzen läutern können,
Uns gegenseitig nicht mehr zu versöhnen,
Trat schwarz die Trauer zwischen uns, Genossen.
Denn sag', worüber könnten Wort wir führen,
Ich und mein Weib im öden, wüsten Zelt,
Als Vater ich, als Mutter sie vergällt,
Wo wir den Hohn nur hörten herrisch girren?
Rot ging die Sonne auf am Firmament
An heißen Tagen immer ohne Makel.
Dort ging sie unter, wo sie eben brennt,
Wie einer Feuersbrunst blutrote Fackel. —
Und so war's täglich — still war's — man konnt' hören
Das Mäuslein flink im Mond das Zelt durchqueren.
Und sonst kein Laut bei unser'm Todgelage,
Und so verflossen träg uns vierzig Tage. —

Am vierzigsten sind Aerzte angekommen
Und hatten uns in scharfe Sicht genommen,
Erstaunt, und insbesond're über mich,
Da einem Greise ich doch vollends glich,
Gebeugt und grau, an dem der Gram sich rächte...
Mein Weib ob schlaflos zugebrachter Nächte,
Voll Sorgen, jeder Hoffnung längst beraubt,
War gelb wie Wachs, mit grauem Kranz am Haupt,
Mit einer Röte im Gesicht, und Hitze,
Und einem Blick, wie zwei erstarrte Blitze,
Den jene haben, die aus finstern Stätten
Auf einmal in die Sonnenhelle treten....
Der Arzt befahl, am Brustkorb anzuschlagen,
Dort, wo die Pest ihr Brandmal einätzt, schau'!
Ich war gesund — wer dürft' es ahnen wagen?
Ja, ich, der alle Leichen, bleich und blau,
Liebkoste und des öftern sie geküßt,
Ich war gesund — wie du gesund auch bist.
Mein Weib, ach! welches nicht die Hälft' einmal
Hat angerührt, als sie sie angeschlagen,
Brach ohnmachtschwer zusammen, gelb und fahl...
Auf meine Hände nahm ich ihre Leiche,
Trug sie ins Zelt, warf ab dort diese Last,
Und stürzte nieder ohne Atem fast,
Und wachte auf — zu neuen vierzig Tagen. —

Mein Weib, die Mutter, als sie lag im Sterben,
Hat ein Bekenntnis schrecklich abgelegt,
Daß ein Verlangen stets sie hat gehegt
Nach unser'm Söhnlein irgend was zu erben
Zum Angedenken. Eine kleine Blume,
Ein Bild vielleicht aus seinem Eigentume,
Und welches oft in seinen Händlein war,
Paar Ringelchen von seinem Lockenhaar —
O, dieses Bild, die Ringlein, heut' so heilig,
Nachts aus dem Grabe ausgehoben eilig —
Denn so viel Kraft hat sie noch aufgebracht,
Daß sie das Grab geöffnet hat bei Nacht,
Daß sie das Kind dort unversehrt noch fand,
Daß sie's geküßt und dann von neuem wand
In weiße Linnen — dieser Kuß — o bleib'! —
Und dieses Bild der Erdenmacht entwendet,
Sie hatten beid' das grause Werk vollendet,
Ermordeten die Mutter, und mein Weib. —
Geöffnet stand der Wüste dunkler Schoß
Und nach des Fatums ewigen Geboten
Nahm auf die tote Mutter er der Toten.
Ich kehrte heim in meiner Linnenhöhle,
Mich zu verkriechen, wie ein Schreck der Nacht,
Und nach der Sonne hatt' ich kein Gelüste.
Und niemand sah mich wieder in der Wüste, —
In dem Gedächtnis kein Gesicht mehr wacht,
Ward nur ein alter kindischer Geselle,
Unausgesetzt sah ich nur jene Wangen,
Die mit der Pest vergebens zuckend rangen...
Am hellen Tag und in der finstern Nacht
Sie waren da so lieb, so zart und alle,
Gespräche hatte viele ich erdacht,
Mit ihnen sie geführt. Im Redeschwalle
Kam es oft vor, daß Leute ich vernommen,
Die ähnlich, wie der Kinder Stimmen klangen,
Und aus den Träumen, wenn die Nacht gekommen
Hat das Geheul mich der Hyänenherde
Wild aufgerüttelt und erfüllt mit Bangen,
Bleich hört' ich zu wie Tote sie beweinen
Dort in den Tiefen aufgewühlter Erde....
Und endlich ward ich regungslos und hart,
Wie eine Schlange, wenn sie tot erstarrt,
Schon ohne Trug und Schmerz — gleich kalten Steinen.
Und einmal, ach! War's Gottes Schutz? — Ich sehe,
Daß jemand in mein Zelt versöhnlich schaut —
Kein Menschenantlitz war es lieb und traut,
Es war der Kopf des Dromedars gewesen.
Es schaut hinein, ein Antlitz auserlesen,
Mir tiefes Mitleid offen zu bekunden.
Und wie ein Kind laut weint' ich unumwunden —
Und so verlebt' ich volle vierzig Tage.

Es kamen endlich Leute nun daher,
Mich zu befreien aus der grausen Lage;
O, bitt're Freiheit! bitt're Wiederkehr!
Gewöhnt war ich an dieses finstre Zelt,
Mit dem Gefühl des Grauens und der Trauer
Reiß' Stricke ich und Pflöcke selbst heraus,
Die ich — o Gott, gib mir das ew'ge Licht! —
Mit meinen Kindern eingesetzt hier hatte.
O Gott! o hilf! o eile mir zu Rate!
Allein bin ich, weiß nicht, wo ein und aus, —
O hilf, da es an Kraft mir schon gebricht!
Es werden dich vielleicht die locker'n Linnen
Mit ihrem Rauschen eher doch gewinnen?
Sie sahen alles und sie wissen alles —
Sind sie denn nicht ein Laut des Widerhalles
All meiner Leiden. Mächtig, willenfest
Rühr' du sie an und fürchte keine Pest,
Und fürchte nicht den Tod mit blauen Fühlern,
Bist du doch nicht mein Sohn! Du bist es nicht!
Doch nein! Flieh' fort! Die Linnen, die da schillern,
Sie müssen gräßlich sein für jed' Gesicht!
Der Tod an Pest — ein fürchterlicher Tod! —
Ach! Du erkennst die Deinen nur mit Not,
Dann brennt ein Feuer dich, es brennt die Brust —
Acht Seelen, ach! zählt heute mein Verlust!
Und derart sterben täglich sie betrachtend,
Drei Monat' saß ich hier mich selbst verachtend...
Und heut', schau her, neun brave Dromedare,
Doch ohne Wand'rer, ohne Last und Ware,
Nichts blieb mir übrig — Gott allein, mein Hort...
Dort ist mein Friedhof — und mein Weg führt dort. — —

Musik

Oper, Operette und Konzerte.

Die neue Massary-Operette „Eine Frau von Format“ von Michael Krauß hat in Berlin ihre Uraufführung erlebt. Das Libretto: eine dürre, nur selten mit einigen netten Einfällen gewürzte Handlung. Die Verfasser: Rudolf Schanzer und Ernst Wellisch. Die Musik, die Michael Krauß zu diesem Libretto geschrieben, hat viele schöne Momente. Besonders seine Finali sind gut gearbeitet. Ein flüssig-melodiöses Parlando, das sich mühelos aus dem Text entwickelt, niemals überflüssige Lyrismen, sondern eine immer straffe und würzige Melodik sind die Eigenheiten seines sympathischen Talentes. Die Instrumentation flüssig und farbig. Einige der reizenden Couplets dürften sehr schnell populär werden.

Die Operettenbühnen Wiens scheinen in der Roland-Bühne einen Zuwachs zu erhalten. Es sind einige durchgreifende Adaptierungen vorgenommen worden. Vor allem wird ein kleines Orchester Raum finden, das den Rang der Roland-Bühne als Kammer-Operettentheater wird rechtfertigen können. Das Theater in seiner neuen Gestalt wird mit Walter Kollos Operette „Die Frau ohne Kuß“ eröffnet werden.

Die Wiener Staatsoper brachte in der abgelaufenen Woche Bellinis Oper „Norma“ und die Oper „Der Rosenkavalier“ von Richard Strauß. Diese Oper rüstet übrigens dazu, neben den zahlreichen Neueinstudierungen auf musikdramatischem Gebiet auch das Ballet durch eine neue Aufgabe zu beschäftigen. Es soll demnächst mit den Proben zu dem Ballett „Die Nixe von Schönbrunn“ begonnen werden. Das Buch ist von Heinrich Regel, die Musik hat Kapellmeister Lehnert zusammengestellt.

Franz Schrecker hat soeben in Pörtschach am Wörther-See, die Komposition einer neuen vieraktigen Oper beendet, die den Titel „Die Orgel“ oder „Lilians Verklärung“ führt. Das Werk, das der Berliner Staatsoper und ihrem Leiter Franz Ludwig Hörth gewidmet ist, wird im Frühjahr 1928 an der Berliner Staatsoper zur Uraufführung gelangen.

Die Oper „Jonny spielt auf“ von Ernst Krenek, wurde soeben von der Dresdener Staatsoper als fünfzigiste Bühne erworben. Das Werk kommt im Oktober an zwanzig Bühnen zur Erstaufführung, und zwar in Berlin, Städtische Oper, in Köln, Wiesbaden, Mainz, Dresden, Frankfurt, Mannheim, Lübeck, Weimar, Erfurt, Chemnitz, Braunschweig, Breslau, Dortmund, München-Gladbach, Kassel, Kaiserslautern, Nordhausen, Krefeld, Schwerin, Newyork, Zürich, Budapest, Prag, Bern, Moskau und Leningrad.

In den Konzertsälen beginnt es sich allmählich zu regen. Mattia Battistini konzertiert gegenwärtig mit seinen gewohnt überragenden Erfolgen in deutschen Städten und wird von Presse und Publikum enthusiastisch gefeiert. Das Rosé-Quartett wird am 11. Oktober in Wien konzertieren. Am 13. Oktober gibt, ebenfalls in Wien, die amerikanische Liedersängerin Lucia Chagnon, welche mehrere Jahre in Deutschland bei Lilli Lehmann studierte, ein Konzert.

Die Wiener Philharmoniker führen in dieser Saison in den unter Leitung Wilhelm Furtwänglers und Franz Schalks stehenden Konzerten Neuheiten von W. Braunfels, D. Milhand, M. Ravel, M. Reger, R. Strauß, J. Strawinsky, Vanghan, Williams und Werke der bedeutendsten älteren Autoren auf.

Anläßlich der Tagung deutscher Historiker und Geschichtslehrer hat in der vorigen Woche im Grazer Opernhaus eine vorzügliche Aufführung der Fünften Symphonie stattgefunden.

In Kattowitz brachte die abgelaufene Woche ein bemerkenswertes Cembalo-Konzert, dessen Besuch trotz der Seltenheit des Gebotenen zu wünschen übrig ließ. Wir wollen heute auf das Wesen, die Eigenheiten und den besonderen musikalischen Wert des Cembalospieles im nachfolgenden Aufsatz eingehen und unsere Leser mit diesem heute seltener gespielten Instrument näher bekannt machen.

Das Cembalo.

Das Clavicembalo, kurz Cembalo, früher auch Kielflügel genannt, stellt in der Entwicklung des Klavieres eine besondere Stufe dar. Man kann nicht behaupten, daß unser moderner Flügel eine gelungene Verbesserung des Cembalos sei. Dieses ist in seiner besonderen Art ein vollendetes Tonwerkzeug, von einem derart charakteristischen Klange, daß es durch das Pianoforte nicht ersetzt werden kann. Das Cembalo hat eine andere Art des Anschlages und der Tonerzeugung als das moderne Klavier. Die Saiten werden nicht wie bei diesem mit Hämmern angeschlagen, sondern mittels kleiner Stückchen harten Federkiels angerissen, die an hölzernen Stäbchen seitlich angebracht sind. Bei den neueren Instrumenten werden diese „Reißer“ der besseren Haltbarkeit halber aus Leder gemacht. In der Regel besitzt das Cembalo zwei übereinanderliegende Klaviaturen (Manuale), von denen die obere einen dünneren Saitenbezug anspielt, also mehr für das Piano geeignet ist. Aehnlich der Orgel besitzt das Cembalo verschiedene Register, die bei den alten Instrumenten durch Handgriffe oder durch Kniehebel, bei den neueren durch Pedale (mit den Füßen) in Tätigkeit gesetzt werden. Der Ton kann durch Anschlag nicht verändert werden; dies geschieht durch wechselndes Spiel auf den durch Klangstärke und Klangfarbe verschiedenen Manualen, dann durch wechselndes Einschalten der Register, wodurch der Ton beliebig verstärkt oder abgeschwächt werden kann. Die Register selbst sind verschieden durch Klangfarbe und Oktavhöhe. Das Grundregister oder der Normalton ist der 8′ (acht-Fuß)-Ton, d. h. Notierung und Klanghöhe stimmen überein. Dann haben wir zwei Oktavregister: eine obere Oktave = der 4′ (vier Fuß), eine untere Oktave = der 16′ (sechzehn Fuß). Beim Spielen des 4′-Registers wird ein um eine Oktave höherer Saitenbezug zum Klingen gebracht. Beim 16′-Register ist es umgekehrt, hier wird ein um eine Oktave tieferer Saitenbezug eingeschaltet. Durch Verbindung dieser Register ist es nun möglich, mit einer einzelnen Taste drei Töne in drei Oktavlagen anzuschlagen (so gibt z. B. die Taste klein c: groß C, klein c und eingestrichen c gleichzeitig an). Durch Koppelung der beiden Klaviaturen, wodurch beim Spielen der unteren die obere mitspielt, kann das 8′-Register des unteren Manuals durch das im 8′-Ton stehende Obermanual verstärkt werden. Eine einzelne Taste vermag so vier Saiten gleichzeitig anzuspielen. Ein besonderes Register stellt dann der sogenannte Lautenzug dar, der durch Filzdämpfung eine Art Staccato hervorbringt, ein Mittelding zwischen dem Lautenklang und dem Pizzicato der Streichinstrumente. Das Obermanual kann durch den Pianozug zum pp abgeschwächt werden. Die von Karl Maendler in München erbauten neueren Instrumente haben im unteren Manual zwei 8′-Register, von denen das eine eine dunkle, das andere eine helle und schärfere Klangfarbe hat.

Zum Ein- und Ausschalten dieser Register sind fünf Pedale nötig, wozu als sechstes die Koppelung und als siebentes der die Dämpfung von den Saiten abhebende Fortezug hinzukommt. So ist zum guten Cembalospiel große Geschicklichkeit im Registrieren erforderlich.

In der Musikpraxis des 17. und 18. Jahrhunderts spielte das Cembalo eine große Rolle. In der Kammer, im Orchester, in der Oper, selbst in der Kirche war es bei allen Musikaufführungen vom Anfange bis zum Schlusse beschäftigt. Ohne Cembalo war Musik nicht denkbar; es war das Universalinstrument, der Mittelpunkt allen Musizierens. Zumeist als Begleit- und Füllinstrument verwendet, hatte es den „Basso continuo“ (kurz Continuo) auszuführen. Es war dies eine von Anfang bis zum Ende des Tonstückes mitgehende Instrumentalbaßstimme, deren Begleitakkorde nicht ausgearbeitet, sondern nur mit Ziffern skizziert waren. Diese Generalbaß- oder Akkordschrift bestand darin, daß man über die Baßstimme Zahlen setzte (2—9), die die Tonstufen vom Baß aus gerechnet bezeichneten. Die Entzifferung und die Ausführung der Akkorde blieb der Geschicklichkeit und der Routine des Cembalisten überlassen. Zur Ausführung des Continuo traten noch andere Instrumente hinzu, um dem Cembalobasse das erforderliche Fundament zu geben. Je nach Bedarf wurden noch Violincello, Gambe, Violine (= Kontrabaß), Fagott, Laute und Theorbe verwendet. Die Ausführung des Generalbasses erforderte einen hochgebildeten Musiker, der in der Kunst des musikalischen Satzes absolut sattelfest sein mußte. (Die Baßstimme war nämlich oft auch unbeziffert). Der Akkompagnist (Maestro al Cembalo) war der Mittelpunkt des ganzen Musikensembles, er leitete die Musik vom Cembalo aus und war demnach Cembalist und Anführer (Dirigent) in einer Person. Im Theater und bei größeren Orchester- und Chorkonzerten wurde noch ein zweites Cembalo — oft sogar noch ein drittes — verwendet zur Füllung des Orchesters beim Tutti.

Der Klang des register- und farbenreichen Cembalos ist im Forte rauschend und prächtig. Sein silberner Ton vermischt sich in idealer Weise mit dem Klange der Streich- und Blasinstrumente, was dem heutigen Flügel nicht gelingen will. Die Eigenart des Cembalos verlangte eine Schreibweise, die von dem Klaviersatz der heutigen Zeit etwas verschieden ist. Der kurze Ton des alten Instrumentes veranlaßte die Einfügung von oft reichen, mitunter sogar barocken Ornamenten (Verzierungen), Arpeggien, „Passagien“ usw. Durch das verschiedene Kolorit der Register und durch das Zusammenklingen mehrerer Oktaven auf einem Ton kann dem Cembalo ein berückender Klangzauber entlockt werden. Die Werke der alten Cembalomeister kommen erst richtig zur Geltung, wenn sie auf den Originalinstrumenten, für deren Klangfarbe und Klangcharakter sie gedacht sind, gespielt werden; wogegen beim Gegenteil eine unvollkommene Wirkung und ein falsches Klanggebilde entsteht. Es sei hier nur auf das Italienische Concert von J. S. Bach hingewiesen, das den Titel trägt: „Concerto nach Italienischem Gusto, vor ein Clavicymbal mit zweyen Manualen, denen Liebhabern zur Gemüths-Ergetzung“. Wie so viele Cembalo-Kompositionen J. S. Bachs und anderer alter Meister ist auch dieses Stück in seiner Anlage auf verschiedene charakteristische Klangfarben eingestellt. In noch weit größerem Maße trifft dies bei den Konzerten für drei und vier Cembali von J. S. Bach zu. Diese Werke wirken mit modernen Flügeln nahezu farblos, dumpf und massig. Die verschiedenen Soli und Themen der einzelnen Instrumente wirken als solche nur durch die Wiedergabe auf den Cembali richtig, da erst deren verschiedenfarbige und dynamisch sich unterscheidende Register diese prägnant zur Geltung kommen lassen. Durch die Wiedergabe auf den modernen Flügeln mit ihrem gleichartigen Klangcharakter aber glaubt der Zuhörer statt der sich ablösenden Soli der vier Instrumente nur ein Solo eines einzigen Instrumentes zu hören.

Ch. Döbereiner.

Auch eine Musikkritik.

Ein führender Kopenhagener Musikkritiker fand sich kürzlich zu einigen musikalischen Gartenkonzerten des weltbekannten Tivoli in Begleitung seiner prachtvollen dänischen Dogge ein und verfehlte nicht, die Vorträge des Orchesters in einem der größten Blätter der Hauptstadt einer für die Kapelle wenig schmeichelhaften Kritik zu unterziehen. Darüber gerieten Dirigent und Musiker in eine nicht gelinde Wut. Wie hieß es doch im Zeitalter des Zensurkampfes?: „Schlagt ihn tot, den Hund! Er ist ein — Rezensent“. Na, totschlagen konnte man den grimmen Kritiker ja nicht so mirnichtsdirnichts, der überdies noch einen Hund als schirmenden Begleiter mit sich führte, mit dem sich nicht ohne weiteres spaßen ließ. Aber dem Gestrengen mußte irgendwie der Eingang zum Garten verwehrt werden. Fragte sich nur: wie? Schließlich bekam einer der Musiker einen Einfall, gegründet auf die Unzertrennlichkeit zwischen besagtem Kritiker und seinem Hunde. Als beide zu gewohnter Stunde sich vor dem Tivoli-Garten einfanden, prangte ein großes Schild am Eingang: „Hunde dürfen nicht mitgeführt werden!“ — Und das Ende vom Liede? Der Kritikus hatte sofort die Sachlage erfaßt und das vernichtendste Urteil seines Lebens über die musikalischen Darbietungen des Tivoli gefällt. Nicht etwa in der Zeitung. Aber auf dem Schilde prangte rechts in der Ecke noch ein weiteres Wörtlein, geschrieben von „kritischer“ Hand. Es lautete: Tierschutzverein. Ganz Kopenhagen bog sich am nächsten Tage vor Lachen. Die Musici mußten sich zähneknirschend geschlagen bekennen. Wenn man selbst Tiere vor ihren Gartenkonzerten schützen zu müssen glaubte...

Tief erschüttert trank seine wunde Seele diesen Trost, dann aber erzählte er in schlichten Worten seine Unterredung mit Laband und dessen Urteil über seinen Fall. Da blühte wieder die fröhliche Zuversicht in ihr auf, und um so fester hielt sie ihn umschlungen und fand aus tiefster Brust linde, sanfte Worte des Bedauerns und des Mitleids, durchmischt mit jähen Freudenausbrüchen über die rosig lachende Zukunft. Arm in Arm wie ein Brautpaar zogen sie durch die menschenleeren Straßen Bonns dem Bahnhofe zu, standen zusammen in der weiten Halle, umbraust, vom aufgeregten Gewirr der Reisenden, mit glänzenden, lachenden Augen und glühenden Wangen, und sahen nur sich allein.

Donnernd fuhr der Kölner Schnellzug ein, und knapp vor ihren Füßen entstieg Hans Westermann dem Abteil. Jähes Erblassen fuhr über sein Gesicht, wildes Erröten flammte über das ihrige. Dann hatte er sich gefaßt. Korrekt grüßend zog er den Hut und schritt wortlos und ohne sich noch einmal umzusehen, an ihnen vorbei durch die Bahnsteigsperre.

Sie folgten ihm mit den Blicken und eine tiefe Befangenheit lag über sie ausgegossen. Als sie dann aber allein miteinander im Abteil des Lokalzuges saßen, der sie über die Rheinbrücke zum anderen Ufer führte, da war doch nichts anderes mehr in ihnen als das tiefe beglückende Bewußtsein ihrer Liebe. Kein Suchen und Tasten war mehr in ihnen, kein Zagen und Überlegen; mit einem tiefen, beseligenden Wissen erfüllte es sie. Diese Liebe, das war das große, unabänderliche Fatum ihres Lebens; das hatte so kommen müssen von Anbeginn an. Und jetzt war es da. Schweigend hielten sie sich umschlungen mit geschlossenen Augen und lauschten angehaltenen Atems nach innen hinein. Und das war ein Singen und Jubeln in ihnen, leise wie aus dämmernden Märchenfernen, sie aber kannten das Lied und nickten einander zu. Und es hieß: „Das Glück der Liebe."

Da beugte sich Thomas Hüglin über Käthe Moselers Gesicht und sah sie an, mit einem tiefen, ernsten und heiligen Blick, sie aber schaute zu ihm auf und lächelte heiter: „Jetzt bin ich dein für immer, Tommy!" Er suchte ihre Lippen und küßte sie andächtig.

Das war wie ein Schwur und sollte auch einer sein. Und hieß: „Ich will dich auf Händen tragen alle Tage meines Lebens!"

Durch die Tage Thomas Hüglins ging die Arbeit mit ehernem Schritt. Bald war er draußen auf dem Werk, wo es galt, die liegengebliebene Arbeit von Wochen nachzuholen, bald war er drüben in Bonn, wo er gemeinsam mit Laband all die Berechnungen, Anträge, Erläuterungen aufstellte, mit denen der Kommerzienrat in der im November stattfindenden Generalversammlung der Aktionäre der Louis-Ferdinand-Hütte die Erweiterung des Gesamtunternehmens nach der geplanten Seite hin begründen und befürworten wollte; bald war er auf dem Flugplatze, wo die gelegentlichen Besuche interessierter Kreise seine Anwesenheit in der Halle des „Sturmgesells" dringend erforderlich machten. Und zwischendurch gab es immer noch ein Stündchen, wo er verschwiegen und verstohlen mit Käthe zusammentraf, damit in allem Unrast der Tage doch auch das Herz zu seinem Rechte komme.

Sie waren beide miteinander übereingekommen, ihre Liebe so lange als Geheimnis zu bewahren, bis das neue Werk in Betrieb gesetzt und Thomas seine Stelle als Direktor angetreten haben würde. Laband wußte um ihren Plan, hatte ihn gutgeheißen und versprochen, im geeigneten Moment als Hüglins Freiwerber bei dem alten Moseler einzutreten.

In seinem äußeren Verhältnis zu Westermann hatte Thomas Hüglin keine Änderung eintreten lassen. Der kameradschaftliche Ton war zwischen ihnen fast ganz geschwunden, aber Hüglin versah nach wie vor seine dienstlichen Obliegenheiten mit peinlichster Gewissenhaftigkeit, und der Doktoringenieur war zu korrekt, um seine persönliche Stellung zu seinem nächsten Untergebenen auf den geschäftlichen Verkehr abfärben zu lassen. Überdies war ja auch eine Änderung des Verhältnisses nur noch eine Frage der Zeit.

Da sollte ein Ereignis eintreten, welches die ruhige Lage der Dinge unbedingt verschieben mußte und das wie tolle Wirbel alle dabei Beteiligten in sein Zentrum riß. Auf einer Europafahrt begriffen, war der Verein amerikanischer Ingenieure auf einem eigens für diese Zwecke gecharterten Lloyddampfer in Hamburg gelandet und hatte sich nach einem Besuch der Reichshauptstadt nach dem Westen begeben, einmal, um dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk einen Besuch abzustatten, dann aber auch, um einer überaus herzlich gehaltenen Einladung der rheinischen Kollegen zu einer Rheinfahrt zu folgen. Zum Empfange der ausländischen Gäste waren umfangreiche Vorkehrungen getroffen, die geselligen Veranstaltungen sollten in großem festlichen Rahmen vor sich gehen, und Thomas Hüglin, der in den Festausschuß gewählt worden war, während man den Direktor Dr.-Ing. Hans Westermann mit in den Repräsentantenausschuß gezogen hatte, trug die Last des verantwortungsvollen Amtes mit heiterster Unbekümmertheit.

Thomas Hüglins Sonnenflug

Roman von Karl Gauchel.

Die Flut hochgehender Tage kam heran. Der feierliche Empfangsakt im hohen Gürzenichsaale in Köln bildete den hochgestimmten Auftakt zu einer Reihe harmonisch verlaufender Ehrungen. Bei köstlichem Oktoberwetter fand die stolze Rheinfahrt statt, an den sieben Bergen vorbei, Koblenz entgegen. Und den Weg, den die drei eleganten Salondampfer der Rheinschiffahrtsgesellschaft machten, bezeichneten flatternde Fahnentücher rechts und links des Stromes, und in das rauschende Spiel der Schiffskapellen hinein dröhnte der dumpfe Knall der Böllerschüsse, der rheinischen „Katzeköpp". Dann war Koblenz erreicht. Der prunkhafte Saal des Riesenfürstenhofs, dessen hohe Fenster hinaus auf den schönsten Strom Deutschlands führten und am jenseitigen Ufer die trutzig sich reckenden Festungsmauern des Oberehrenbreitsteins vor den Augen der Festteilnehmer erstehen ließen, vereinte die Schar der Gäste mit den Gastgebern zum fröhlichen Festmahl. Am Abend sollte dann eine festliche Beleuchtung der Rheinufer und der Festung stattfinden.

Es war nach der Suppe, als Thomas Hüglin sich erhob, mit ragender Siegfriedsgestalt, der der elegante Frackanzug so gut stand, heiter und stolz die leuchtenden Blicke über die langen Reihen der hufeisenförmig gedeckten Tafel schweifen ließ und mit schwunghafter Rede die fremden Gäste in ihrer Muttersprache begrüßte. Wie ein zündender Funke ging es von seinen Worten aus; man fühlte sie aus einem offenen, ehrlichen Herzen kommen, und darum fanden sie auch wieder offene freudig schlagende Herzen. Sie wurden zu einem Band, das sich unsichtbar um die Gäste schlang, um diese Abkömmlinge der alten Germanen, die in jahrhundertelanger Trennung so wesensverschieden und einander fremd geworden waren. Jetzt unter dem Hauche der freundlichen, herzlichen Worte des Festredners überbrückte sich diese Kluft, es gab ein leichteres Herüber und Hinüber, und immer höher gingen bald die Wogen festlicher Begeisterung.

Nur zwei Menschen an dieser Tafel hatten dafür nicht Auge und Ohr. Hans Westermann saß stumm und kühl auf seinem Platz am Quertische. Kein Auge verwandte er von dem Redner, und wie dem so glänzend die Worte vom Munde flossen, wie dem mit den Augen die Herzen zuflogen von Amerikas freien Töchtern und Rheinlands lieblichen Elfen, da zog ein bisher nicht gekanntes Gefühl des Neides in des Einsamen Herz, und voll grimmiger Bitterkeit fragte er sich: „Wer ist der, daß er Sieger bleibt, wo immer er hinkommt? Was hat er vor dir voraus? Ist er ein solch außergewöhnlicher Mensch, wie ihn schließlich jedes Jahrhundert nur einmal hervorbringt? Oder ist es nur ein Scharlatan, dem ein unerhörtes Glück blindlings zugeflossen ist?" Aber er fand keine Antwort; nur daß die bitteren Fragen immer tiefer, immer schmerzlicher bohrten und stachen.

Da fuhr er aus tiefem Sinnen empor, berührt von dem leisen Klang einer ausländischen Zunge. Einer der Gäste, sein Nachbar zur Linken, hatte sich zu ihm gebeugt und fragte mit neugierigem Forschen in dem kühlen, scharf markierten Gesicht. „Wer ist der Mann, der da hält die Rede?" Liebenswürdig gab ihm Westermann Bescheid.

Einen Moment sah der andere sinnend vor sich. Dann mit einem kaltprüfenden Blick in den grauen Augen, die Person des Redners überfliegend, fragte er weiter: „Well, ist das der Ueglin, der gewesen ist vor einige Jahrs in Amerika? Ich meine als Ingenieur in Neuyork." — Neugierig geworden, bejahte Hans und stellte dann seinerseits die Frage: „Kennen Sie Herrn Hüglin denn von früher?" — Der Amerikaner lachte kurz auf, ein seltsam trockenes, unangenehmes Lachen. „Indeed", sagte er halblaut, „er war da ein Kollege von mir, bei demselben Werk, wissen Sie, bis er dann was put in prison. Aber er hat sich gemacht, wie ich sehe. Kaum glaublich für deutsche Verhältnisse." Noch ganz verblüfft, schüttelte er immer wieder still den Kopf.

Hans Westermann saß wie erstarrt; kaum glaubte er seinen Ohren trauen zu dürfen. Endlich wandte er sich wieder an seinen Nachbar: „Was sagten Sie soeben, Herr, Herr — der Thomas Hüglin habe drüben — in Amerika, meine ich — eine Gefängnisstrafe verbüßt?" — Erstaunt sah der Ausländer ihn an. Dann nickte er gleichgültig mit dem Kopf. „Well, well, Mr. Westermann, zwei Jahre hat er gehabt!" „Und dürfte ich Sie höflichst um nähere Informationen bitten, Mr. Robinson; die Sache ist von höchster Wichtigkeit für mich!" Wieder nickte der andere. Und während er sich mit einem saftigen Stück Pute versah und sein Glas gemütlich zum Füllen herüberhielt, erzählte er in breiter Behaglichkeit dem atemlos Lauschenden die Geschichte jenes tragischen Unglücksfalles und seiner Folgen für den deutschen Ingenieur.

Direktor Westermann saß wie von schweren Träumen umfangen. Er hörte den Klang der durcheinanderwehenden Stimmen, er hörte die rauschenden Weisen der Tafelmusik und dachte doch nur immer an das eine, das Neue, das Nichtgeahnte: „Aus dem Gefängnis kam sein Feind; er hatte im Gefängnis gesessen!" Wie im Kreise liefen seine Gedanken herum um diesen Satz, als sei das etwas so ganz Unglaubliches, Unfaßbares. Und diesem Manne, dessen ganze Lebenssphäre auf das Korrekte, Peinliche gerichtet war, dessen Gedankenwelt und Tatendrang nicht hinaus konnte über die studentischen Ehrbegriffe, der außergewöhnliche Zugeständnisse zu machen vermochte, in diesem Manne erwachte mit einem Male ein wilder, grimmiger Zorn auf den anderen. Einen Betrüger nannte er ihn bei sich, einen ehrlosen Schurken, und es schien ihm die heiligste Pflicht zu sein, ihn zu entlarven, ihn auszuweisen aus jenem Kreise von Ehrenmännern, in den er ihn, einem verlogenen Ehrenwort glaubend, selbst vor einigen Monaten eingeführt hatte.

Und noch ein anderes Gefühl wurde in ihm wach, als er an Käthe Moseler dachte. Ein weiches, süßwehes Gefühl einer aufs neue keimenden Hoffnung. Unmöglich dünkte es ihm, daß das Mädchen unter diesen Umständen ein Leben an der Seite Hüglins sich noch wünschen könne, und das verwaiste, trauernde Herz würde sich leichter wohl als zuvor der ehrerbietigen Werbung des Freundes, des Vetters, öffnen.

Westermanns Blick streifte über die Tafel hinüber dem anderen Ende zu, wo Thomas Hüglin heiter und voll liebenswürdiger Unbefangenheit mit einem alten, weißbärtigen Herrn, einem Deutschamerikaner, plauderte. Er sah das lebhafte Interesse Mr. Winters für seinen Nebenbuhler; er sah, wie dieser in Fachkreisen als unwidersprochene Autorität angesehene und hochgeehrte Greis dem jüngeren Manne gegenüber ganz aus seiner vornehm-kühlen Reserve herausging. Da faßte ihn der Zorn mit wilder Gewalt, so daß er aufstand und mit einem steifen Kopfnicken nach rechts und links den festlichen Raum verließ. Er mochte, er konnte nicht mehr mit dem anderen, dem Sträfling, wie er ihn verächtlich nannte, an ein und demselben Tische sitzen.

Inzwischen hatte Thomas Hüglin, von all diesen Begebenheiten nichts ahnend, voller Freude ein altes Freundschaftsband wieder angeknüpft, das aus den Jahren des Kampfes und der Not ihm verblieben war als eine versöhnende und milder stimmende Erinnerung. Und was er während des Festmahles aus dem Munde Mr. Winters erfuhr, war nur dazu angetan, sein jauchzendes Glücksgefühl noch zu heben und zu beleben. Das kam ja fast einer vollständigen Genugtuung gleich.

In den Southampton Works, eben jenen Werken, wo ihn damals das Unglück ereilt hatte, war im verflossenen Jahre ein neuer, noch folgenschwererer Betriebsunfall geschehen. Die angestellten Erhebungen hatten ergeben, daß nicht die beteiligten Ingenieure, sondern die Gesellschaft ganz allein an diesem wie auch an dem früheren Unglücke die Schuld trage. Allen dahinzielenden Vorschlägen zum Trotz, Vorschlägen, die schon seinerzeit von Hüglin ausgegangen waren, hatte die Gesellschaft die Wahrnehmung und Einrichtung der erforderlichen Vorsichtsmaßregeln immer wieder auf die lange Bank geschoben, bis dann endlich das Entsetzliche sich zum zweiten Male ereignete. Und anknüpfend an das Ergebnis dieses zweiten Prozesses gab Mr. Winter während seiner Unterredung mit Thomas seiner unverhohlenen Überzeugung Ausdruck, daß ein anzustrebendes Wiederaufnahmeverfahren mit einer glänzenden Rechtfertigung und Genugtuung für Hüglin enden müsse, eine Ansicht, der die umsitzenden Amerikaner voll und ganz zustimmten.

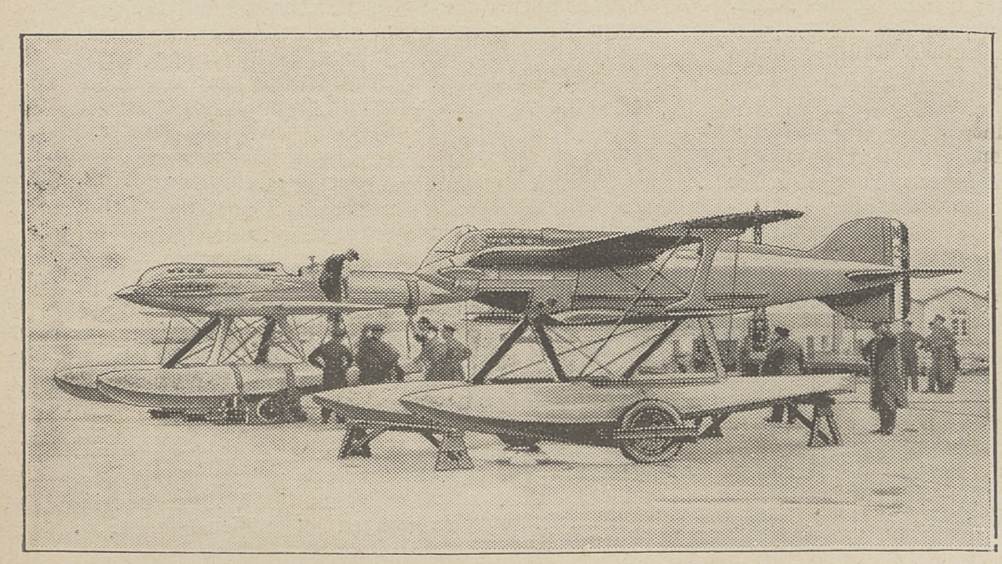
Endlich war die Tafel aufgehoben worden, die Damen hatten sich für kurze Zeit in die anschließenden Salons zurückgezogen, Likör und Kaffee wurden angeboten, und die Herren standen in zwanglosen Gruppen rauchend und plaudernd beieinander.

Thomas Hüglin lehnte mit dem Rücken gegen eines der Fenster und erklärte einigen amerikanischen Bekannten und vor allem auch Mr. Winter das Prinzip seiner Flugmaschine.

Da schlenderte, beide Hände gemächlich in den Hosentaschen vergrabend, eine Upmann zwischen den Lippen, zwinkernden Auges Mr. Robinson heran. Das hart und klobig geschnittene Gesicht in freundliche Falten legend, nickte er dem Chef-Ingenieur der Louis-Ferdinand-Hütte vertraulich zu: „Now, Mr. Ueglin. How do you do? Very well?"

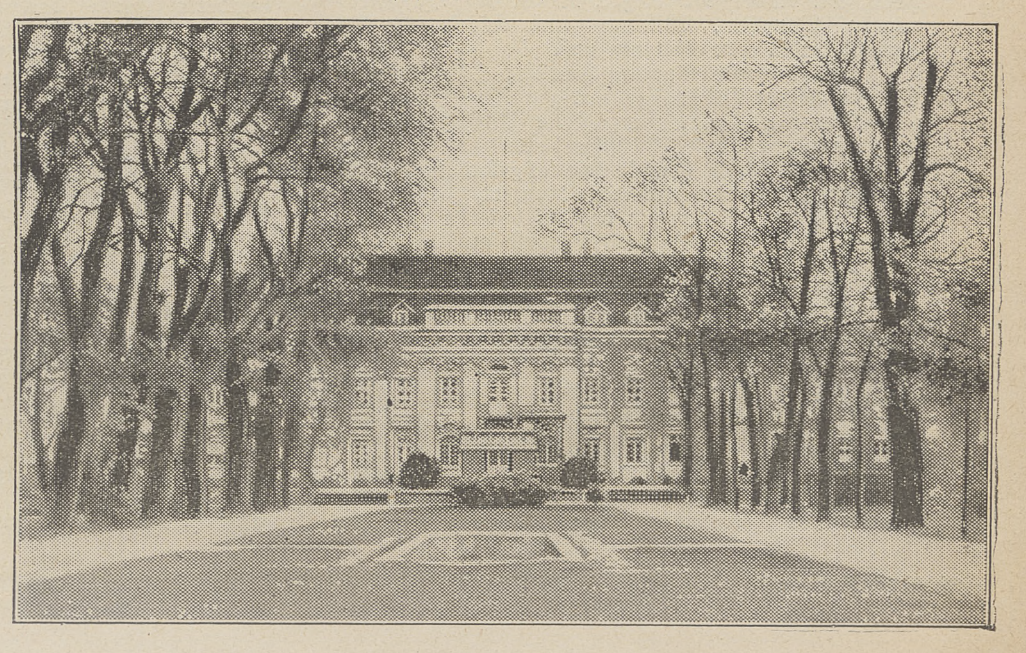
Kühl, voll eisiger Ruhe, sah Thomas ihn an. Nichts in seinem Gesicht, ausgenommen vielleicht ein leiser Zug tiefer

523 Kilometer in der Stunde.



Bei dem Training zum Schneiderpokal in Venedig erzielte das englische Flugzeug „Gloster-Napier IV" (im Vordergrund), von dem Leutnant Kinkead gesteuert, eine Geschwindigkeit von 523 Kilometern in der Stunde, die größte Geschwindigkeit die je erreicht wurde.

Das Reichspräsidenten-Palais in Berlin.



Verachtung, verriet, daß er seinen ehemaligen Kollegen und Neider, den Hauptbelastungszeugen in seinem unglücklichen Prozeß wiedererkannte. Und gleichgültig und fremd fiel es von seinen Lippen: „Yes, Sir!“

Aber der andere ließ sich nicht abschrecken. Voll höhnischen Interesses fuhr er fort: „Sie haben viel Glück gehabt in Deutschland! Nicht wahr?“ — Und wieder, im gleichen Tonfall, die nämlichen kalten Worte: „Yes, Sir!“ — Voller Bosheit rempelte der andere ihn weiter an: „Na, da werden Sie wohl die zwei schönen Jahre in Sing-Sing verschmerzt haben, Herr Hüglin!“ — Und nochmals das stereotype: „Yes, Sir!“

Die Umstehenden hielten den Atem an, in ihren Augen vielleicht lästig, meine Herren?“ — Da klang es zurück, einblitzte der Zorn ob des schwer verletzten Gastrechts auf. Verwundert schaute Mr. Robinson im Kreise herum. Dann, mit höhnischem Spott, meinte er leichthin: „Falle ich Ihnen stimmig, im Grundton ehrlichster Überzeugung, von den Lippen all derer, die sich um Thomas Hüglin geschart hatten, als gälte es, sein Leben zu verteidigen: „Yes, Sir!“ So drohend, so zur Vorsicht mahnend, daß Mr. Robinson es doch für geraten hielt, schleunigst das Feld zu räumen.

Sie sahen ihm nach, wie er fortschlenderte, nachlässig, vierschrötig, ein echter Yankee, und Mr. Winter meinte besorgt: „Der Lump hat einen Pick auf Sie, Hüglin, der will Ihnen Steine in den Weg legen. Auf jeden Fall: hier ist meine Adresse für die nächsten Tage; falls Sie für die alte Geschichte hier einen Anwalt brauchen sollten, stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung. Und ich denke, der Name Winter wird auch hier im alten Vaterlande noch seine Kraft und Ehrenhaftigkeit behalten.“

Gerührt steckte Thomas Hüglin das dargereichte Adreßblatt in die Tasche. Er ahnte nicht, wie bald er es zum Schutz und Schirm seiner Ehre hervorziehen würde . . . .

Der weite Saal war allmählich leer geworden, in großen Schatten fiel die Dämmerung durch die Fenster, da rüsteten sich auch die letzten, um die festliche Beleuchtung der Rheinufer draußen im Freien zu genießen.

Und eine halbe Stunde später flammte es auf, hier, dort, überall, ein jauchzendes Meer von Licht und Farbe ausgießend über den geheimnisvoll rauschenden Strom. Leise, verträumt, mit weichen, sehnsüchtigen Akkorden setzte die Musik ein, und dann klang es hinaus über die gurgelnden Wasser, untermischt von den Seufzern des herbstlichen Windes, das uralte Sehnsuchtslied der Deutschen:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.
Ein Märchen aus uralten Zeiten.
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.“

11. Kapitel.

Hans Westermann focht in den nächsten Tagen mit seinem Innern manchen schweren, bitteren Strauß. Seitdem aus Hüglins Vergangenheit ein Hauch zu ihm herüber geweht war, ließen die fragenden und bohrenden Gedanken den Direktor der Louis-Ferdinand-Hütte nicht los. Immer wieder dachte er über das alles nach und immer wieder brannte in seiner Seele der Wunsch, dem ehemaligen Freund gegenüberzutreten, ihm den Vorwurf der Lüge ins Gesicht zu schleudern und Rechenschaft von ihm zu verlangen. Aber wenn dem so war, wie es ihm schien, welche Rechenschaft konnte ihm dann der andere überhaupt noch geben? Konnte man denn den gewesenen Sträfling überhaupt noch als Ehrenmann gelten lassen? Eigentlich gehörte die ganze Affäre doch vor den Ehrenrat. Und dazu konnte sich Hans Westermann augenblicklich nicht entschließen. Aus dem Arbeiten wurde nicht viel in diesen Tagen. Unwirsch und verstimmt ging der Direktor durch das Werk, mit überreizten Nerven und zitternder Ungeduld. Das kühle, glatte, sich gleichbleibende Wesen war verschwunden und die Angestellten und Arbeiter hatten schwere Tage. Aber der Direktor hörte nicht das drohende Murren, sah nicht die mißtrauischen, feindlichen Blicke, die ihm nachliefen wie eine Meute wilder Hunde.

Sympathien hatte er, der Berliner, nie besessen; bei seiner kühl-vornehmen Reserve hatte er nie danach getrachtet, unter seinen Arbeitern populär zu werden. Gleichgültig war er ihnen gewesen, solange er den Abstand, den er selbst sich gemessen, einhielt. Jetzt aber, wo er mit kalten, harten Worten eingriff in das innerste Leben des Werkes, wo er, verzehrt vom eigenen, inneren Leid, jeden Maßstab verlor, jetzt wurde die Gleichgültigkeit zum Mißtrauen, zum Zorn, zur Bitterkeit. Es fing an zu gären; unter der Oberfläche schwellte eine verderbliche Glut.

(Fortsetzung folgt).

Wappen der Familie von Beneckendorff und Hindenburg.





Herbstgedanken.

Von Friedrich Lienhard.

Herbstfrieden breitet seinen Glanz über die beruhigte Welt. Manchmal löst sich hier oben ein Blatt, rein, ruhig, und legt sich hellgelb auf einen dunkelgrünen Tannenbusch.

Unten aber, aus einem Hausdach am Fuße des Berges, dreht sich leicht und leise der Rauch empor, ein feiner, durchsichtiger Duft von zartem Blau. So lösen sich Gedanken aus einem reinen Geiste. Das kräuselt sich und verweilt, das hat keine Eile, denn die ganze weite Welt steht ihm offen, der ganze tiefklare Himmel.

Auch aus manchen Kaminen des nächsten Dörfchens erhebt sich dieser feine Rauch. Aber er verdeckt nicht die Landschaft, er überschleiert das milde Rot der Laubwälder, er bringt eine bläulich violette Färbung in das tief entzückende Landschaftsgebilde.

Vor einigen Birken steht eine Eberesche mit ihren grellroten Früchten; sie steht unbeweglich unter dem dahinter glimmenden Abendrot.

Dieser Baum ist ein Vorbild. Er trinkt in gerader, aufrechter Haltung stolz und still die Abendruhe in sich ein. Nicht das kleinste dieser gezackten Blättchen bewegt sich eigenwillig. Sie gehorchen den Gesetzen der um den Erdball strömenden Luft. Sie handeln nicht: sie sind. „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun: edle mit dem, was sie sind.“ Aber aus edlem Sein quillt dann ein einheitlich — ruhig Handeln. Es ist Plastik in solchen Menschen.

Dieser Baum steht für sich allein und ist doch verbunden mit der Erde durch Stamm und Wurzeln, mit der Sonne durch die vermittelnde Luft. Er steht an festem Standort und gehorcht doch kosmischen Gesetzen.

Leiszitternde Birken, hat euch der Herbst geküßt?
Es rinnt ein Beben schlanke Stengel entlang . . .
Windstill der Hang . . .
Ihr ahnt, daß ihr in Bälde sterben müßt.
Sterben? Doch sterbt ihr schön und unvergrollt:
Ihr habt verwandelt, was euch der Frühling gab,
In zierlich Gold —
Das streut ihr lächelnd nun aufs eigne Grab.

Wald- und Landwirtschaft.

Für unser heutiges Empfinden zwei so nahe verwandte Begriffe, und dennoch ursprünglich einander feind! Die alten Germanen kannten nur den Wald. Er war in der nördlichen gemäßigten Zone das Beherrschende. Erst die nach Norden vordringende Kultur des Christentums brachte die Landwirtschaft mit. Sie rodete den Wald aus und wandelte den Boden in Ackerland. Sie ward der Feind des Waldes, fraß ihn im Laufe der Jahrhunderte in allen Orten auf, wo es sich nur lohnte, Ackerbau und Viehzucht zu treiben. Das Holz, des Waldes Haupterzeugnis, war noch nicht begehrt; es gab ja genug davon. Was mit zunehmender Bevölkerung immer teurer und lohnender wurde, waren die Erzeugnisse der Landwirtschaft. Schließlich blieben als Forsten nur noch die sogenannten absoluten Waldböden übrig, wo sich nichts anderes mehr lohnte: die Bergköpfe, das Unland, Moore, Brüche. Heute haben wir eine reinliche Trennung zwischen dem landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Gebiet. Es gibt Ausnahmen, indem noch gewisse Flächen sich besser zu Wald eignen und aufgeforstet werden, aber sie spielen im großen und ganzen keine erhebliche Rolle.

Während die Landwirtschaft im Laufe der Zeiten sich immer mehr auf Kosten des Waldes ausdehnte, lebhaft betrieben wurde und längst zu einer wohlerforschten Wissenschaft geworden ist, blieb der Wald lange gewissermaßen unbeachtet, wie es vielfach mit Kostbarkeiten geht, deren Wert man erst schätzen lernt, wenn man sie zufällig entbehren muß, wie z. B. auch die Gesundheit. Der Wald oder der wilde Forst war früher eigentlich ausschließlich Tummelplatz des Wildes und der Jagd. Erst als mit dem Anwachsen der Bevölkerung der Holzbedarf ein größerer wurde, als man merkte, daß mit den Vorräten schlecht hausgehalten war, daß man zuviel genutzt hatte, daß man einen neuen Wald pflanzen mußte; als das Holz einen höheren Wert bekam, da entstand allmählich auch eine Forstwirtschaft, die nachher mit langen Schritten hinter der Landwirtschaft hereilte und ihr nun mit ihren Erfolgen wohl fast ebenbürtig zur Seite steht. Wald- und Landwirtschaft, die früher zwei entgegengesetzte Pole waren, sind heute nahe miteinander verwandt. Insbesondere bietet der Wald der Landwirtschaft wie auch der ländlichen Bevölkerung große Vorteile. Schon sein bloßes Vorhandensein beeinflußt ein Land in seiner Eignung zur Landwirtschaft und in seiner Fruchtbarkeit wesentlich. Ein Land ohne Wald ist Steppe. Da kann kein Ackerbau getrieben werden. Der Wald bricht die Gewalt der Winde, durch seine lebhafte Verdunstung bereichert er den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, über Wäldern ist die Luft kühler, es entstehen Wolken und Niederschläge. — Ganz besonders aber regelt der Wald den Wasserhaushalt in der Natur zugunsten der Landwirtschaft. Nach heftigen Gewitterregen würde das Wasser schnell abfließen und die Felder und Wiesen der Täler überschwemmen. In langen Trockenzeiten mußten die Quellen versiegen und an den Hängen das Land verdorren. Die Bergwälder aber vermögen in ihren Laub- und Nadelstreudecken, im Waldmoose gewaltige Mengen Wasser wie ein Schwamm aufzusaugen und geben es ganz allmählich wieder ab oder lassen es langsam zu Tal fließen. Sie erhalten das darunter liegende Ackerland lange frisch und fruchtbar.

Aber auch unmittelbar gewährt der Wald der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung viel Gutes. Im Winter, wenn die Feldarbeiten erledigt sind, geht der kleine Bauer in den Wald und verdient sich mit Holzhauen ein schönes Stück Geld, die größeren Besitzer fahren das Nutzholz und das Brennholz zu den Stätten des Verbrauches oder zum Bahnhof. Ja, in vielen wohlhabenden landwirtschaftlichen Gegenden verzichtet die ländliche Bevölkerung auf den Brand mit Kohle, die ihr spottbillig und bis vors Haus gebracht wird, und zieht Holzfeuerung vor, damit Pferde und Menschen in der winterlichen Ruhezeit durch das Heranfahren und Zerkleinern des Holzes Arbeit haben. Dem waldbesitzenden Landwirt liefert der Wald das Holz für seine Bauten, für kleines Geschirrholz und manche winterliche Ausbesserungsarbeit in Haus und Hof. Unter den Eichen und Buchen finden herbstlich die Schweine eine gute Mast. Kommen aber einmal Zeiten der Not oder treten größere Anforderungen an den Landwirt heran, hat er eine Tochter auszustatten, oder hat ein Bruder jüngere Geschwister auszuzahlen, so wird dazu der klingende Erlös aus einem größeren Holzhieb sehr willkommen sein. Der Wald ist in dieser Beziehung die sicherste und beste Sparbüchse, welche zwar keine übermäßigen Zinsen gibt, aber umso sicherer liegt und von keiner „Pleite“ und keiner „Inflation“ bedroht ist.

Fürchtenicht (Göttingen).

Natur- und Heimatschutz. Es wird tagtäglich viel gedruckt in deutschen Landen, außerordentlich viel, das zur Verwirrung und Zwietracht der Menschen beiträgt, sehr viel, das die Mußestunden mit zweifelhafter Oberflächlichkeit zu füllen vermag, viel, das gerade hinreicht, den Stumpfsinn zu bannen, nur wenig aber, das an die verborgenste Seite der Seele klopft. Nämlich dort, wo in heimlicher Sehnsucht die Wünsche ranken, durch vertieften Naturgenuß zur innerlichen Reinheit und zum Losgelöstsein von den Schlacken des Alltags zu gelangen. Denn Blüten und Falter, Harzduft und Wipfelrauschen um uns sind die Fingerzeige Gottes, daß sein Schöpfungswerk schön und groß, und gut und edel ist. Am erhabensten immer dort, wo es in unberührter Selbsthingegebenheit sich uns erfüllt. Und hier erweist sich letzten Endes die eigentliche Stärke der ganzen Natur- und Heimatschutzbewegung. Ihre Wege und Ziele können nicht nachhaltig genug immer und immer wieder dem Volke eingehämmert werden.



Knapp am Tode vorbei.

Eine Jagdgeschichte

von **Hans Hyan.**

Es war 2 Uhr. Ein kühler Nachtwind strich aus der Heide und pfiff über die jungen Saaten, als der Hegemeister, den braunen Hund am Riemen, die Doppelbüchse über die Schulter gehängt, vom Dorf herkam. Nacht oder Tag, das galt ihm gleich, wenn es hieß, das ihm anvertraute Wild zu schirmen.

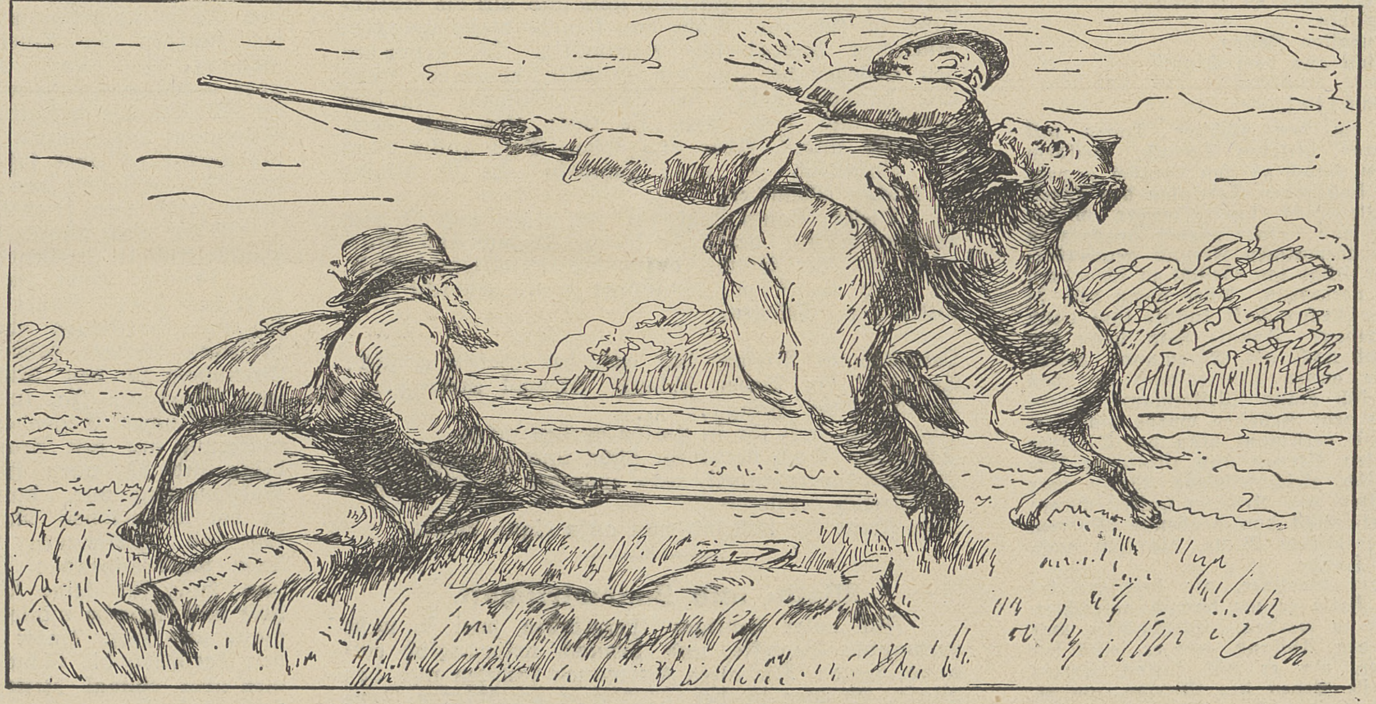
So stapfte der alte Weidmann im Halbdunkel der scheidenden Nacht über den grasbewachsenen Feldweg. Er ließ sich Zeit, die geliebte Pfeife zu stopfen und in Brand zu setzen. Und wie es seine Art war, die sich der einsame Mann im Laufe der Jahre angewöhnt hatte, sprach er halblaut mit sich selbst: „Wenn ich bloß mal einen fassen würde, dem will ich doch soviel Schrot in die Hosen jagen, daß er sein Leben lang genug hat!“

Fern in den Wiesen schreckte ein Reh. Man hörte an dem hellen, kreischenden Ton, daß es eine Ricke war. Jetzt wurde es auch heller. Der Wind riß den Nebel in Fetzen. Links sah man schon über die Felder hinweg den Wald. Aber rechts in den Wiesen, wo viel Buschholz, Erlen und Weiden standen, webten noch die Schatten der Finsternis.

Als er im Walde war, setzte der Hegemeister so behutsam seine Füße, als wollte er jedes Ästchen, das am Boden lag, schonen. Und so kam er ein paar hundert Schritt weiter an eine Waldwiese. Mit seinem guten Glas sah er zwei ziemlich niedrig stehende Stücke durch das jetzt im Juli schon wieder ziemlich hohe Gras huschen. Rehe bewegten sich nicht so schnell. Kein Zweifel, es waren wildernde Dorfhunde! Noch im Schatten des Holzes und auch durch das Fernglas nicht so deutlich zu erkennen. Aber jetzt kam einer näher. Der Hegemeister nahm die Büchse von der Schulter und versuchte, Ziel zu fassen. Er erkannte deutlich den großen gelben Hütehund des Dorfschulzen. Doch mußte er wieder absetzen, Korn und Kimme verschwanden vor den alten Augen. Und abermals hob er die Waffe und visierte den Hund an. In diesem Augenblick zerriß ein Knall die tiefe Stille der Dämmerung.

„Aha, das war unten im schwarzen Luch!“

Also doch so ein Lump, der ihm das Wild wegschoß! Die noch eisenfesten Zähne des alten Mannes knirschten aufeinander. Obendrein hatte ihm der Halunke die Hunde verjagt, die nach dem Schuß wie Spukgebilde verschwunden waren.



Behutsam, ganz sachte, und immer die Augen voraus, pirschte er zwischen den letzten Waldbäumen. Jetzt stand er im Hainbuchengestrüpp und hatte einen Buchweizenschlag vor sich. Dort lag etwas . . . ja, er brauchte kein Glas, das war ein frisch geschossenes Stück Wild. Vorsichtig legte er seinen Hund in dem Farnkraut und Ried ab und trat, die gespannte Büchse unterm Arm, auf die Freiung. Gegenüber war der Wald vielleicht zweihundert Schritt entfernt.

Der Hegemeister suchte mit dem Glas die andere Waldkante ab, aber er sah nichts von dem Schützen. Da beging der Alte die Unklugheit, nachdem er wohl noch zehn Minuten gewartet hatte, auf das Stück Wild loszugehen. Es war ein Damtier, das mit hohem Blattschuß offenbar im Feuer zusammengebrochen war. Abermals in die Runde blickend, wollte er eben niederknien, um das Stück aufzubrechen, als es knallte, ein Feuerstrahl drüben an der Lisière auffuhr und der alte Mann einen furchtbaren Ruck an seiner linken Seite verspürte. Aber er hatte im Moment die Gewißheit, daß ihm nichts geschehen war. Und ganz vorsichtig den Arm zurückschiebend, fühlte er, daß die Kugel nur seinen Rucksack zerrissen hatte.

Ganz still lag er. Die Zeit, die gewiß nur Minuten dauerte, schien ihm endlos. Und unmerklich den Kopf hebend, sah er, wie drüben vom Rande sich die Gestalt eines Menschen loslöste, der langsam herüberkam.

Seine Büchse so weit wie möglich in Schußlage vor sich bringend, wartete er die Annäherung des Wilddiebes ruhig ab. Und dann, wie der Kerl ihm nahe genug schien, brachte er seine kleine Hornpfeife an den Mund und stieß einen langen Pfiff aus.

Der Halunke da vor ihm, der das Gesicht schwarz berußt hatte und wie ein Neger aussah, stutzte und wollte eben noch einmal auf den Förster schießen, als plötzlich etwas mit rasender Geschwindigkeit über das Feld daherjagte.

„Hui, fass', Waldo! . . . [illegible] recht, mein Hund! . . . Halt ihn fest! . . . Fass', fass'!!“

Der Kerl schoß, aber in die Luft. Schon hatte sich der geifernde, wutschnaubende Hund so in seine Schulter verbissen, daß er laut aufschrie. Und ob er jetzt nach dem Messer in seiner Tasche fingerte, es half ihm nichts, er mußte zu Boden.

Der Hegemeister war heran. Er erkannte den Wilddieb: ein Tagelöhner, der lange im Verdacht stand, Wild und anderes zu stehlen. Der alte Förster hatte nach seiner Gewohnheit einen guten Strick in der Tasche; mit diesem band er dem Ströpper die Hände auf den Rücken und ließ ihn vor sich hergehen. Als der Mensch einmal Miene machte, sich zu widersetzen und auszureißen, da brachte ihn der braune Waldo schnell wieder zu Ruhe und Gehorsam.

Als sie in der Nähe des Dorfes waren, legte sich der Wilddieb aufs Bitten: „Ich hab's ja nicht so gemeint, Herr Förster! Es sollte bloß ein Schreckschuß sein, damit Sie mir das Stück Wild nicht wegholten. Bitte, bitte, lassen Sie mich doch noch einmal laufen. Ich verspreche Ihnen, ich will auch ganz bestimmt nicht wieder — —“

„— nicht wieder vorbeischießen,“ ergänzte der Hegemeister. „Das glaube ich dir, du Patron! Aber lass' man, mein Junge, das wird lange dauern, ehe du wieder jagen gehst! Vorwärts, marsch! Kein Wort hören will ich! Sei froh, daß du nicht noch ein Menschenleben auf dein Gewissen geladen hast, dann wärst du deinen Kopf los!“

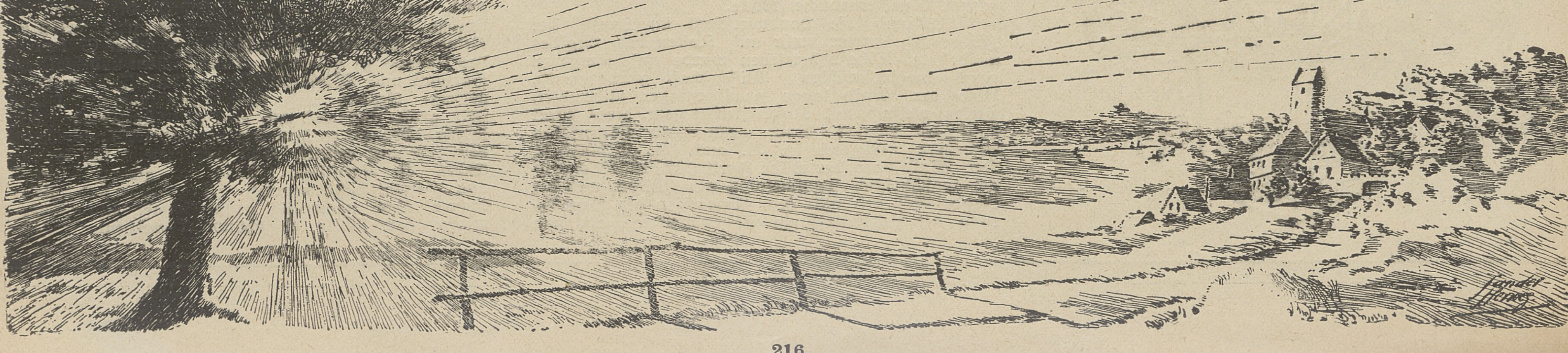
Mit einem Wutblick auf den Förster ging der Verbrecher vor dem Alten her.

Aus schwerem Morgengewölk brach jetzt mit ihren glühenden Strahlen die Sonne. Der ganze Wald lohte im Feuer. Wie der Hegemeister mit seinem Gefangenen zwischen den hohen Stämmen heraus auf den Feldweg trat, da brannte das Leuchten und Glühen auf allen Feldern.

Noch fern im goldigen Dunst ruhte das Dorf. Friede und Stille ringsum. Da die beiden die Chaussee erreichten, in die der Fel[illegible]weg mündete, kam der Ortsgendarm herangetrabt; dem übergab der Hegemeister seinen Arrestanten: „Nehmen Sie ihn mir bloß ab, Herr Wachtmeister, der Kerl verdirbt mir den ganzen Morgen. Das ist meine schönste Stunde am Tage und da muß man sich mit dem Gesindel herumschlagen!“

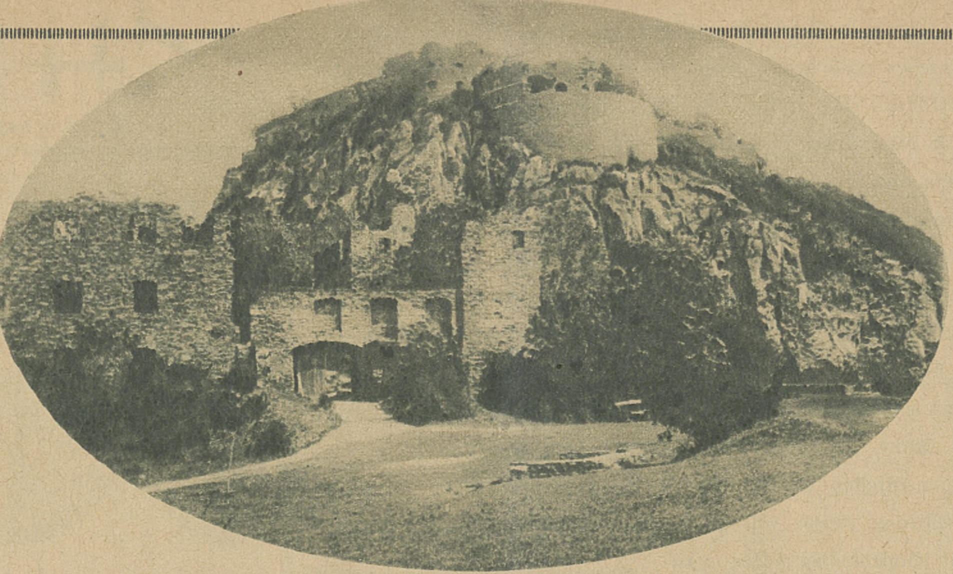
Der Gendarm nickte gleichmütig. Er legte dem Wilderer die Kettenfesseln um das Handgelenk und dann durfte dieser in gutem Schritt neben seinem Rappen herlaufen.

Der Hegemeister drehte sich um, nach dem Walde. Befreit von der traurigen Last, wandte er sich dem zu, dem er sich in Wald und Feld am meisten nahe fühlte und dem er an diesem Morgen von neuem dankte für sein Leben.





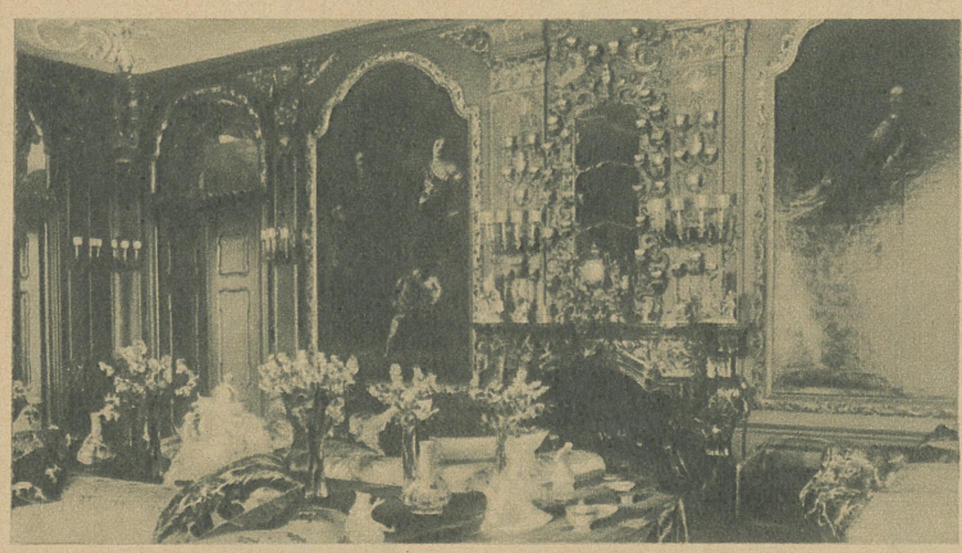
Paul Friedrich, der bekannte Novellist und Lyriker, feiert am 3. Oktober in Berlin seinen 50. Geburtstag Suse Byk



Die Feste Hohentwiel im Hegau, der Schauplatz der Ekkehardsage, wird jetzt durch umfassende Erneuerungsarbeiten der Mitwelt erhalten Atlantic



Der bekannte Schriftsteller Fedor von Zobeltitz wird am 5. Oktober 70 Jahre alt Scherl



Schloß Fürstenstein des Fürsten Pleß bei Waldenburg in Schlesien mit seinen schönen Anlagen und vielen Kunstschätzen ist jetzt dem Publikum zur Besichtigung freigegeben worden. Der grüne Salon des Schlosses Presse-Photo



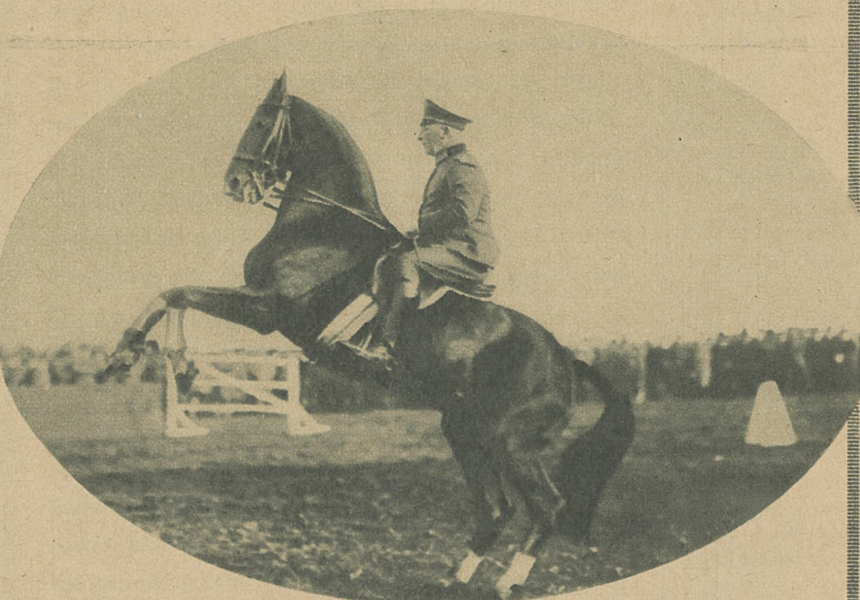
Das Haus in Konnersreuth, vor dem ständig Hunderte von Menschen warten, um das Wunder der stigmatisierten Therese Neumann zu sehen Presse-Photo



Seinen tausendsten Sieg konnte kürzlich der deutsche Jockey Otto Schmidt feiern, nachdem er auf „Aurelius" (Stall Weinberg, für den er seit elf Jahren reitet) im Patrick-Rennen in Hoppegarten wiederum siegreich war Scherl

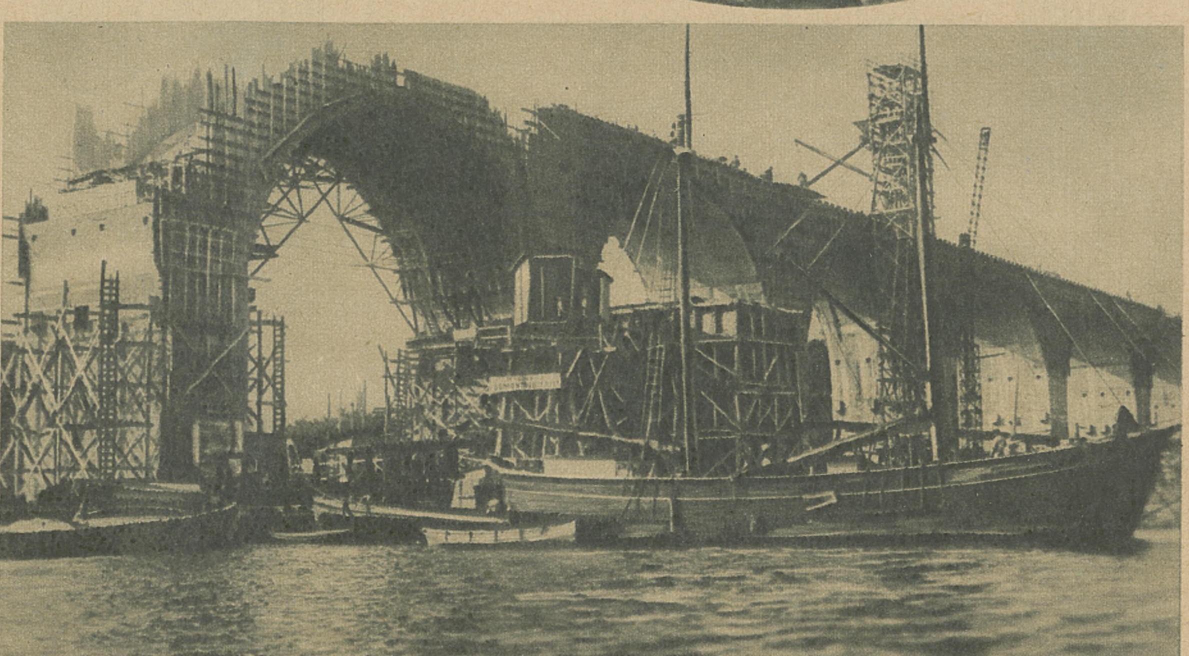
*

Vom Schleswig-Holsteinischen Landesturnier in Kiel. — Oberleutnant Gerhard (Kavallerieschule Hannover) auf „Panther", einem der besten deutschen Dressurpferde Tiedemann



Zum 100. Todestage des Dichters Wilhelm Müller. 1795 in Dessau geboren, bezog er 1812 die Universität Berlin. 1820 erhielt er vom anhaltischen Herzog die Verwaltung der Bibliothek in Dessau und starb dort am 30. September 1827. Manches seiner Lieder ist zum Volkslied geworden. So z. B.: „Das Wandern ist des Müllers Lust", „Am Brunnen vor dem Tore", „Im Krug zum grünen Kranze". Zu den herrlichsten, von Schubert vertonten Dichtungen gehören die „Müllerlieder" und die „Winterreise"

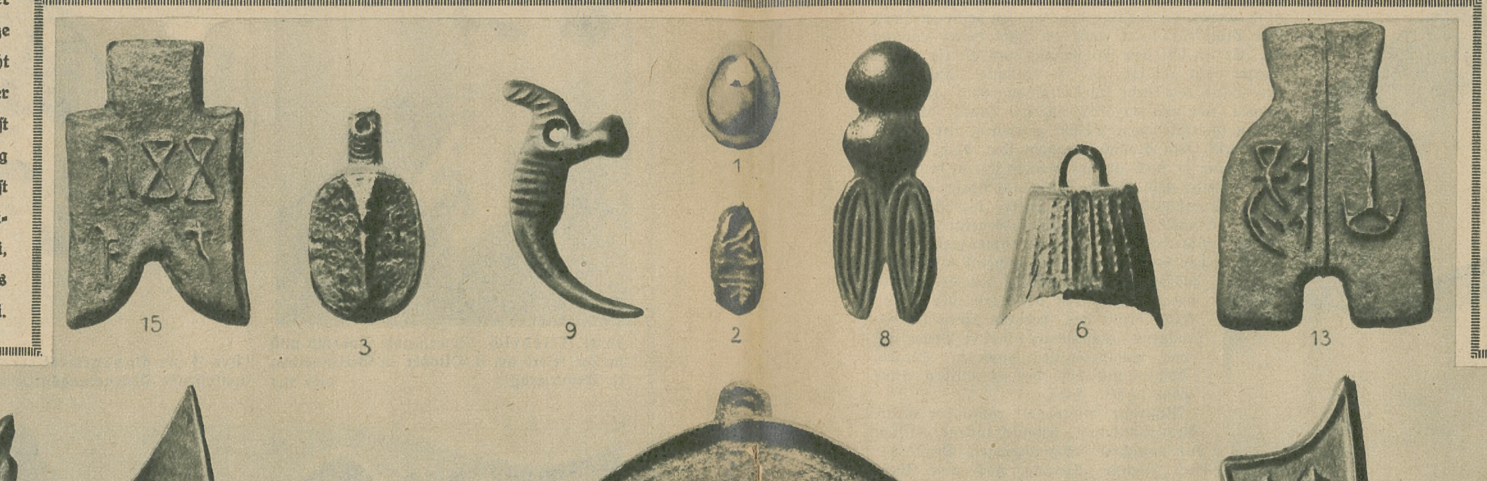
Wilhelm Müller und seine Frau, gezeichnet von W. Hensel 1821, aus dem Besitz der Frau Prof. Leo, Göttingen, der Enkelin W. Hensels. Erstveröffentlicht.



Schwedens größte Eisenbahnbrücke. In Stockholm wird eine neue mächtige Eisenbahnbrücke gebaut, die bis zum Jahre 1929 fertig werden soll. Sie hat eine Länge von 750 Meter, die einzelnen Bogen, hoch genug, um große Schiffe durchzulassen, haben 120 Meter Spannweite. Die Fundamente der Riesenbrücke sind von deutschen Firmen gelegt worden Scherl

Chinas seltsame Münzen

Sonderbericht für unsere Beilage von Richard Schlösser, Hannover-Waldhausen / Mit 32 Originalaufnahmen des Verfassers



China, dies rätselhafte Land, das uns Europäern die meisten Rätsel aufgibt, hatte auch die seltsamsten Münzen. Während es uns fast selbstverständlich erscheint, daß ein Geldstück eine kreisrunde Metallscheibe ist, deren Aufschrift Wert, Ort und Zeit angibt, ist diese Form in China erst seit 30 Jahren üblich. Länger als 2000 Jahre zuvor war die aus Bronze gegossene, viereckig durchlochte Rundmünze in Gebrauch, die ihres geringen Wertes halber zu 1000 Stück auf Schnüre aufgereiht wurde. — Viel seltsamer aber waren die Münzen im alten China während der 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, nach der chinesischen Tradition sind es sogar fast 3000 Jahre. In der Urzeit bestand der einfache Tauschhandel; nach Errichtung regelmäßiger Märkte durch den Kaiser Shen-Nung um 2700 v. Chr. wurde zuerst nach Gewicht gehandelt; dann wurden bald die von Seefahrern eingeführten Kaurischnecken als Geld benutzt. Man hat solche zum Aufschnüren durchlochte Kauri, versteinert, tief im Boden der ältesten Städte Chinas ausgegraben (Abb. 1). Das chinesische Schriftzeichen für Münze, „Pao“, enthält heute noch das Zeichen für Kauri. Für höhere Werte wurden Schildkrötenschalen von verschiedener Größe verwandt. Als man es aber gelernt hatte, Metall zu schmelzen, zu mischen, zu gießen, trat dieses als wertvollste Neuerung sofort an die erste Stelle. Man bildete aus Bronze nicht nur Kauri (Abb. 2) und Schildkrötenschalen (Abb. 3) in kleinem Maßstab nach, um sie, mit Schriftzeichen versehen, als Geld zu verwenden, sondern man benutzte auch die aus Bronze gegossenen Geräte selbst, wie Hacken und Spaten, Messer und Pfeilspitzen, Glocken und Triangel und manches andere, direkt als Geld, als „Sachgeld“ oder „Gerätegeld“. Als es aber lästig wurde, besonders größere Beträge in wirklichen Schaufeln oder Bratrosten zu bezahlen, fing man an, verkleinerte Nachbildungen von diesen Geräten aus Bronze herzustellen und als Geld, als Anweisung auf das wirkliche Gerät, zu verwenden. Anfangs ohne Inschrift, später mit Orts- und Wertangaben versehen, und dabei in der Größe schrittweise immer mehr verringert, sind diese seltsamen Gebilde als wirkliche Münzen anzusehen. Reichlich ein Jahrtausend hindurch waren solche Gerätemünzen in China in Gebrauch. Zu den ältesten „Münzen“ ohne Inschrift zählen die chinesischen Münzkundigen das seltsame Gebilde (Abb. 4), das sie als Bratrost deuten und der Zeit des Kaisers Tai-Hao (2850 v. Chr.) zuschreiben. Aus sehr früher Zeit stammen auch die sog. „Brückenmünzen“ (Abb. 5), die verkleinerte Klangplatten oder Triangeln darstellen, sowie die als „Glockenkäsch“ bekannten kleinen Bronzeglöckchen (Abb. 6), von denen es verschiedene, interessante Formen gibt. Sehr selten und seltsam ist die „Reibeisenmünze“ (Abb. 7) mit dem an altgriechische Münzen des IV. Jahrh. v. Chr. (Korinth) erinnernden Flügelroß. Als Cicadenmünzen (Abb. 8) bezeichnen die Chinesen die eigenartigen Stücke, die als Fransen oder Quasten am unteren Rande des Lederpanzers der Krieger angeheftet waren, wie ein Steg auf der Rückseite erkennen läßt. Hochinteressant und bisher nirgends veröffentlicht ist auch die Raubvogelkralle (Abb. 9), die auf die hohe Wertschätzung solcher Jagdtrophäen in der ältesten Jägerzeit zurückweist. Mit den beschrifteten Gerätemünzen, deren Inschriften wir entziffern können, rücken wir allmählich in das hellere Licht der Geschichte. Die Spatenmünzen bewahren anfangs noch einen hohlen Griff und den Nagelkopf (Abb. 10) etwa bis ins V. Jahrh. v. Chr. Später werden sie ebenso wie die als „Pu“-Münzen bezeichneten Stücke in der Form von Hacken, Grabegabeln und Schaufeln zu flachen Metallplatten, deren Inschriften neben Wertangaben bestimmte Orte nennen, wie „Liang“ (Abb. 11), „'An-yh“ = Friedensstadt (Abb. 12), „Shan-yang“ = Bergstadt (Abb. 13), „Shu“ (Abb. 14), „Tze“ (Abb. 15). Zierlicher und schlanker sind die beiden seltenen Stücke von „Li-she“ (Abb. 16) und von „Lu-yang“ (Abb. 17), welch letzteres noch die sonst kaum vorkommende dreifache Durchlochung aufweist. Die chinesischen Numismatiker sagen, sie haben „runde Schultern und runde Füße“, im Gegensatz zu Abb. 15, wo „die Schultern eckig und die Füße spitz“ sind. Diese „Pu“-Münzen waren etwa vom VIII. bis III. Jahrh. v. Chr. in Gebrauch. Ein anderer wichtiger, besonders in Shantung verbreitet gewesener Typ der altchinesischen Münzen sind die Messermünzen, deren Ursprung nicht zu verkennen ist. Einige waren dünn und biegsam, wie die von „Kiü“ (Abb. 18); andere, wie die von „Tsih-moh“, einer alten Stadt an der Kiao-tschoubucht, waren groß und schwer, und mit längerer interessanter Inschrift versehen (Abb. 19). Sie hießen „Tao“ = Messer. Alle diese alten Münzformen wurden im Jahre 221 v. Chr. durch Shi-Hwang-Ti, den Erbauer der berühmten chinesischen Mauer, außer Kurs gesetzt, um allein seine neuen, viereckig durchlochten Rundmünzen im ganzen Reiche einzuführen. Aber schon Jahrhunderte vorher, etwa von 650—350 v. Chr., waren im Staate „Tsin“ runde Münzen mit rundem Loch (Abb. 20), die damit ihre Abstammung von flachen Bronzeringen zeigen, in Umlauf gewesen. Und zu der Zeit, da Gautama Buddha leibhaftig auf Erden wandelte, als Kung-fu-tse seine weisen Gesetze schuf, und der greise Lao-tse sich in die Berge zurückzog, im Jahre 523 v. Chr., gab der Kaiser King-Wang der Chou-Dynastie die erste viereckig durchlochte Rundmünze aus (Abb. 21), deren Typ von da ab bis in unsere Zeit das Wahrzeichen des chinesischen Münzwesens geblieben ist. Nur eine kurze Unterbrechung trat ein, zur Zeit Christi, als der Usurpator Wang-Mang (9 bis 23 n. Chr.) kurze, dichte Messermünzen von unerhört hohem Zwangswert, zu 500 und 5000 „Schu“ (Abb. 22) als eine Art von Notgeld einzuführen versuchte; er hatte aber keinen Erfolg damit, trotz Androhung der Todesstrafe bei Nichtannahme, ebensowenig, wie mit den neuen „Pu“-Münzen im Werte von 100 „Schu“ (Abb. 23) bis 1000 „Schu“ (Abb. 24). Überall im Lande brach Aufruhr aus, der kaiserliche Palast wurde in Brand gesteckt und der fliehende Wang-Mang von der wütenden Menge gevierteilt. — In die gleiche Zeit gehört vielleicht auch die seltsam, wie ein Türkensäbel gekrümmte Münze (Abb. 25), über die aber nähere Daten nicht bekannt sind. Seitdem kam die runde, viereckig durchlochte Münze in China zur Alleinherrschaft; sie machte seitdem im Laufe der zwei Jahrtausende noch interessante Wandlungen durch, von denen wir nur einige Beispiele zeigen wollen. Neben der kleinsten, zu einem winzigen Ringe zusammengeschrumpften Form, auf der keine Inschrift mehr Platz hat (Abb. 26), aus dem Jahre 465 n. Chr., von dem „entthronten Kaiser“ Fei-ti, die große, wundervolle Rundmünze aus der Zeit Tai-Ho (1201—1208) der tatarischen Kin-Dynastie, mit den ornamentalen, streng stilisierten Schriftzeichen (Abb. 27); ferner die einzige chinesische Münze mit rein mongolischer Inschrift aus der Zeit Tschi-ta (1308—1311) der mongolischen Yuan-Dynastie (Abb. 28) und schließlich die allerletzte, aus Messingblech geschlagene, durchlochte Rundmünze Chinas (Abb. 29) des letzten 1912 durch die Revolution gestürzten jugendlichen Kaisers, aus der Zeit Hsüan-t'ung (1908—1912). — Geld aus Porzellan, das bei uns in der Inflationszeit auftauchte, hatten die Chinesen bereits vor etwa 100 Jahren (Abb. 30 und 31). Wir kennen gegen 1000 verschiedene chinesische Porzellanmünzen, die in Siam umliefen, von oft künstlerischem Reiz in Farbe und Form. Sogar aus farbigem Glas hatte man solche Münzen (Abb. 32), und dieser Fall dürfte wohl einzig in der ganzen Welt sein.

(Die meisten der in natürlicher Größe abgebildeten Originalstücke sind von allergrößter Seltenheit und weder im staatlichen Münzkabinett in Berlin, noch auch in der berühmten Sammlung des Britischen Museums in London vorhanden.)

Tropenflug

Skizze von Werner Niemeyer

Kalkweißes, starres Licht tropischer Nachmittagssonne blendet über den Karree-Bergen inmitten des Kaplandes. Drückende, körperlich wirkende Ruhe lastet über der Felswüste, für Sekunden unterbrochen durch klingendes Rieseln eines Steinbrocken.

Da sticht ein Ton durch die Stille, leise und böse einsetzend wie der nächtliche Gesang der Tsetse-Fliege, orkanartig anschwellend zum alles überbrüllenden Ruf eines vorweltlichen Tieres; im Nordosten, am wolkenlos-tiefblauen Horizont, erscheint ein Punkt, langsam anwachsend zu einem silbergrauen Kreuz: „Phönix“, das Flugzeug des Postfliegers Pieter Barentz. Zum dreißigsten Male fliegt er heute die Linie Kimberley—Kapstadt. Geradlinig und unbeirrt lenkt seine Hand die Maschine. Zufrieden überblickt sein stahlgraues Auge das wohlbekannte Land: die halbe Strecke ist überflogen.

Voraus eilen seine Gedanken dem rasenden Flug. Wenige Stunden noch, und er schaut sein Ziel: eine langgestreckte Fläche jenseits der Tafelberge, öde in sandiger Einförmigkeit, an ihrem Ende eine Wellblechbaracke mit der Aufschrift „Air Navigation Line“. Wenige Stunden noch — frohes Hoffen erhellt seine sonngebräunten Züge — so trifft er Gertje Terwet, seine heimliche Braut, die vielleicht schon am Flugplatz seiner wartet. Schon sieht er sich Arm in Arm mit ihr durchs lärmende Gewühl der Weltstadt schreiten. Ach, und heute ist ihr Weg länger denn je. Nicht nur bis zum dunkelgrün belaubten Park der altholländischen Siedlung wird er sie führen; nein, durch ihre Straße, zu ihrem schmucken Fachwerkhäuschen, bis ins Zimmer ihres Vaters, des Kaufherrn Adrian Terwet. Heut wird Pieter ihn um seine Tochter bitten und dann — jählings schreckt sein Ohr aus süßer Träumerei.

Setzte nicht eben der Motor aus? Noch hofft er: „War's Täuschung?“ Da — jäh schweigt die vielhundertpferdige Maschine. Sekundenlang herrscht grausame Stille der Ewigkeit, dann ein pfeifender Knall, lohende Flammen vor ihm: Vergaserbrand!

Zwei Gedanken jagen sich wirbelnd im Kopfe Pieter Barentz': Gertje und Pflicht. Ballen um Ballen, Postbeutel und Päckchen schleudert er aus dem in riesiger Höhe noch immer aber jetzt lautlos dahinjagenden, hellodernden Flugzeug: die Pflicht hat gesiegt!

Schon sengt die Flamme übelriechend an seiner Lederjacke, da erst hält er inne, reißt instinktiv den Fallschirm unter seinem Sitz hervor. Im Bruchteil einer Sekunde entwirrt er die Riemen, versucht das von der Hitze verklebte Tuch zu lockern, schnallt sich hinein. Ein Abschiedsblick seinem Fahrzeug — Sprung über Bord — fallen, eine Ewigkeit nichts als fallen — unheimlich klar der eine Gedanke: „Der Fallschirm entfaltet sich nicht!“

Doch, war alles ein Traum? Eben fühlt sich Pieter Barentz in sanftem Gleitflug auf Kapstadts Flugplatz landen. Geschäftige Beamte eilen herbei, nehmen ihm Stück für Stück nach der Liste seiner Ladung ab. Er verläßt den Flughafen, doch Gertje Terwet wartet nicht auf ihn, wie ihn träumte. Weder auf der Bank vor dem Wellblechbau, noch auf dem langen, übersonnten Weg in die Stadt. Schnell, von unerklärlichem Gefühl getrieben, eilt er vorwärts. Ein Freund begegnet ihm, doch seltsam, weder er noch andere scheinen ihn zu bemerken.

Weiter geht Pieter. Die Hauptstraße entlang, Autohupen krächzen heiser, die Elektrische klingelt, — quer über „General Botha's Place“, auf den Bänken faulenzende Neger wie stets, — und dort erscheint endlich der holländische Park. Ruhe des Waldes ist um ihn her, weit der Lärm der Stadt, ferne brüllt das Gespann eines Ochsenwagens. Langsamer schreitet Pieter auf den wohlbekannten sauberen Wegen, doch nichts von der heimlichen Stille zieht in sein Herz.

„Mißtraue, mißtraue!“ raunt der uralte Brotfruchtbaum; höhnisch lockend erklingt das Zwitschern des Honigvogels. Drückender wird Pieters Ahnung, noch eine Wegbiegung, und dort: auf einer schmalen weißen Bank sitzt Gertje, neben ihr ein schlanker junger Mann, erkenntlich an der Khaki-Uniform. Es ist der Leutnant Bob Mellins, Pieters junger englischer Freund. Leise, von tropischen Sträuchern gedeckt, schleicht der Betrogene hinzu. Nun steht er hinter ihrer Bank, hört des Engländers Worte: „— — — So komm denn mit mir, Gertje, in meine Heimat! Sei mein Weib; zu schön bist du für dieses heiße, rauhe Land! England ist kühl und sanft wie dein Auge, jeder Wunsch sei dir dort erfüllt.“ Sie wagt einen Einspruch, zögernd, als sei es ihr schon nicht mehr ernst: „Und Pieter?“ — Boshaft lächelnd entgegnet Bob Mellins: „Laß den Narren doch fliegen! Bald genug bricht er sich den Hals, und du hast deine Liebe in die Luft geworfen. Dann aber bin ich nicht mehr hier — —“, weiter noch redet er, verführerisch und gehässig — jäh überspringt Pieter das Dorngestrüpp, holt zu wildem Schlage aus — da, ein dröhnender, zermalmender Schlag um, in und auf ihm. Sterbend hebt er sein Auge, dem Erkenntnis seiner Liebe geschenkt ward: Felswüste um ihn her. Ferne stürzt der „Phönix“ zur Erde, ein flammendes Fanal. — Abend kommt, letzte Funken verglimmen im Flugzeug. Ein Schakal heult über des Postfliegers Pieter Barentz Leiche, die in den Seilen des Fallschirmes liegt, wie die vergessene Marionette eines Puppenspiels.

Erlösung

Von Otto Dorries

Der Nachmittag schritt eng, gebückt und schwer
durch die verhängten Weiten ferner Wiesen.
Nur Nähe war — doch stand sie hohl und leer
um mich. — Minuten schlichen stumm daher
wie Ströme, welche meerwärts fließen. —

Gluthitze lag auf jedem Dinge
wie eine Last, die Menschenhand nicht hebt;
es war, als ob im weiten Ringe
ein dunkles, schweres Etwas hinge,
das drängend nach Entspannung strebt.

Ein Sturmschrei bricht den Bann der Schweigsamkeiten.
Der Himmel schleudert grelle Wetterspeere. —
Inmitten nie gesehener Helligkeiten
zerbersten Wolken, die wie Heere streiten,
mit eines dumpfen Donners Schwere. — —

Vorbei! Die Ferne hängt entspannt vom Regen.
Gelobtes Land, wie lacht dein Angesicht!
Erlösung wandelt auf den Ackerwegen,
verschwendend ihren schweren Segen,
und um ihr Schreiten gleitet Licht . . . . .

Daß ich dich nicht vergessen kann . . .!

Von St. Einkirch

Als ich nach Hause kam heut' Nacht —
es war so kalt da draußen
und der Wind pfiff eisig —
da hab', mein Kind, ich nur an dich gedacht,
und deinen Namen sprach und raunte leis' ich.

Und warm und wärmer wurd' es um mich her. —
Wie lange ich geträumt und so gesessen? —
Es wurde hell, sonst weiß ich gar nichts mehr.
Nur eins weiß ich: „ich kann dich nicht vergessen!“



Jahrmarktsbuden

Gedicht von Margarete Koschnicke mit einem Lichtbild aus Donauwörth in Schwaben (Technophot)

Nun werden sie wieder aufgestellt,
die alten Buden am Platz!
Aus jeder ein helles Leuchten fällt,
und jede trägt aus der Kinderwelt
einen heimlichen Märchenschatz.

Wie blicken die Augen der Kinder so
so blitzend voll Freude umher, — [klar
und wieder steh' ich, wie jedes Jahr,
mitten unter der jubelnden Schar,
als ob ich ein Kind noch wär'!

Und doch! — Der Kleinen gläubiger Blick öffnet ein goldenes Tor,
dahinter wartet ein sonniges Glück, das ich — schon lange verlor!

Das Geheimnis der Narzissen

Von Gertrud Bruns-Fürstenstein

Wenn in der Campagna die Narzissen blühen, dann ist die Luft über den blühenden Feldern wie übervoll von Sehnsucht.

Abend schmiegt sich mit leuchtendem Sternendiadem auf die schimmernde Pracht.

Wie silbernes Träumen steht die Mondsichel am dunkelsatten Himmelsdom.

Raunende Märchen und klingende Lieder strömen aus dem Herzen der in Blüten auferstandenen Landschaft. Sie locken und jubeln über die Blütensterne hin und die Menschen stehen in Andacht und tiefem Glück vor so viel Schönheit.

Ludowica schreitet durch den Abend, die rufende Stimme blühender Narzissen fand einen Widerhall in ihrer jungen Seele.

Immer wenn in der Campagna die Narzissen blühen, fühlt auch ihr Blut heiß strömende Sehnsucht und drängt sie hinaus in die begnadete Ebene. Hier sucht und findet die rauschende Freude ihres jungen Blutes Entspannung und Erlösung.

Schwebend gleiten ihre Füße zwischen den blühenden Blumen dahin.

Tanzend bewegt sie die Glieder; wie eine lebendig gewordene Blüte gaukelt die schmiegsame junge Gestalt durch die weißen Blumen. Das silberblonde Haar webt wie ein Heiligenschein um das liebreizende Köpfchen.

„Was eure Seelen sehnen, das tanze ich“, jauchzt Ludovica unter dem Sternendom im leuchtenden Blumenfeld.

Wenn in der Campagna die Narzissen blühen, tanzt Ludovica unter schimmernden Narzissen ihr junges heißes Blut zur Ruh.

Und wieder lacht blühende Seligkeit in der Campagna. Und wieder ist es Abend und Mondenschein und Sternenglück in krönender Schönheit über der Blütenstunde.

Ludovica geht im Abendlicht, aber sie ist nicht mehr allein. An ihrer Seite schreitet ein ernster, schlanker Mann.

Das junge Mädchen reifte zum Weibe und dankbar für die neuen Gaben, die das Leben ihr offenbarte, hält sie ihres jungen Gatten Arm umfangen.

Heiß und zärtlich ist die Luft vom Dufte blühender Narzissen.

Am weißen Blumenfelde kniet die junge Frau nieder. Ihre Lippen streifen die hellen Sterne.

Leise flüstert sie: „Nun komme ich nicht mehr zu euch, Blumenschwestern, um mein sehnendes Blut zu erlösen, meine Sehnsucht trug eine Krone, in Demut legte ich sie meinem Meister zu Füßen.“

So nahm Ludovica Abschied von ihren Mädchenträumen und der blühenden Campagna.

Wenn die Narzissen blühen in der Campagna, dann wogt es zwischen den weißen Sternen wie ein silberner Rauch, rhythmisch sich auflösend und wieder entschwebend. Der Geist von Ludovicas sehnsüchtigem Mädchenblute zieht dann wohl leise grüßend über das Narzissenfeld.

Aufstrahlend leuchten die Narzissen. Sie wissen von dem heißen Mädchenblut, das seine Sehnsucht über sie hinströmen ließ.

Mit feierlichem Kerzenglanz bewahren sie das Geheimnis, verschwiegen leuchten und duften ihre weißen Sterne in die Nacht.

Frauenfragen

Schul-Arbeit.

Die Aufgaben, Formen, Kennzeichen, nicht nur des deutschen, sondern des Schulwesens der gesamten Kulturwelt haben sich mit solcher Schnelligkeit geändert, die werdende Menschheit und ihre Entwicklung stehen so sichtbar im Mittelpunkt des Interesses, daß eine Vergleichung mit den Lehrstätten der vorkriegslichen Epoche kaum noch möglich erscheint. Alle Völker wollen eine individuelle Jugend schaffen, sie streben danach, neue reine Wege zum Ziele vorzuzeichnen. „Narrenpossen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an," sagt bereits Goethe in „Wilhelm Meister".

In diesem Sinne hat sich die pädagogische Umordnung der Montessori Weltruhm erobert, in diesem Sinne haben sich die freien Schulgemeinden, in denen eine unbemerkte und scheinbar unbewußte Disziplin herrscht, in denen heranwachsende Schüler Sitz und Stimme haben, und die sich das Wort: „Frei ist nicht, wer tun kann, was er will, sondern wer werden darf, was er soll" erwählt, von hemmender Beschränkung losgelöst.

Eins steht fest, die Knaben und Mädchen, die in Arbeitsgemeinschaften freudig und je nach Veranlagung, in willkürlicher Wahl des Bildungszieles, in einer jener Anstalten heranwachsen, die eine Ausnutzung der freien Stunden in der Natur gestatten, führen ein beglücktes Dasein, von stärkstem wohltuendem Einfluß auf Körper und Geist der Jugendlichen. Freilich, die Reifeprüfungen unterstehen bisher den Kommissionen größerer Städte, indessen, wie bereits einschneidende Aenderungen der Versetzungsbestimmungen vorgesehen sind, Verordnungen, die zu Ostern erstmalig in Kraft treten werden, so spürt man schon eine Reformbewegung über die Ablegung des Abituriums. Die meisten deutschen Schulministerien gehen mit den Bestrebungen der freien Schulen zusammen.

Schüler der Odenwaldschule geben seit kurzem eine Zeitschrift heraus,: „Der neue Waldkauz" genannt, in welcher einige führende jugendliche Geister versuchen, für ihre eigenen Interessen neue Richtlinien festzulegen. Ein „Leitartikel" ist überschrieben: „Die Reifeprüfung und wir". Verschiedene Verfasser beiderlei Geschlechts beschäftigen sich durchaus verständig mit dem Problem des Abituriums! Wie einsichtig diese frei erzogenen jungen Menschen sind, wie einsichtig die Leiter, die jeglicher Kritik Raum gewähren, das beweist der folgende Satz: „Zum Schluß möchte ich der jetzigen und allen künftigen Abiturientengenerationen, die das Examen noch in der alten Weise machen werden, sagen, daß es auch sehr viel Gutes hat, eine Zeitlang für das Examen lernen zu müssen. Im Leben müssen wir noch öfter Dinge tun, die wir nicht mögen, die unserem Wesen nicht entsprechen, wir tun in der Odenwaldschule vielleicht viel zu oft nur was wir mögen."

Die Beschreibung des am 30. Juni sehr klassisch begangenen Humboldtfestes, bei dem sich der Verfasser „über manches sehr geärgert hat", schließt also stimmungsvoll:

Damit war der Tag zu Ende. Man konnte noch spazierengehen, um die im Dämmern etwas schärfer sich abhebenden Linien unserer Hügelzüge verschmelzen zu spüren mit der zarten und doch eindrücklichen Linie des Tages, so wie wir ihn wirklich lebten. Dann wird man vielleicht plötzlich inne, daß es auf der ganzen Welt doch nur eine Odenwaldschule gibt; mit diesem Gefühl, das einen leisen Schauer der Beglückung auslöst, läßt sich wohl einschlafen."

Der Autor, Richard Grande, jetzt ein junger Lehrer der Anstalt, veröffentlicht in der Feriennummer der Schülerzeitung Gedichte von allermodernstem Wesen. Meiner Ansicht nach ist hier noch alles im Werden, eine Probe des unzweifelbaren Talentes möchte ich aber dennoch hier wiedergeben:

„Meine Seele singt
der Stille ein Lied,
der glänzenden Tag-Stille.

Ich tauche mein Haupt
in Säfte der Birken,
in Zauber grün-gewachsener
Wacholder-Trunkenheit.

Meine Seele blickt
durch hängende Smaragde,
Schwingt an Baum und Blättern fort
als leises Zittern.

Und der in Farne sitzt,
Pan, der greise,
selig betäubt in Flimmer und Duft,
nickt ein." —

„Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an", lautet ein Ausspruch Martin Luthers, und in diesem Sinne ist ein Poet als Lehrer wohl zu begrüßen.

Keineswegs suchen die Schulgemeinden nur Gelehrte groß zu ziehen, vielmehr wecken und üben sie jegliche Fertigkeit. Die jungen Mädchen arbeiten in der Waschküche, sie lernen die Hauswirtschaft, betätigen sich in den Werkstätten, bilden mit ihren Kameraden ein kleines Orchester, betreuen die Kleinsten, wissen sich selbst zu bedienen. In dem gemeinschaftlichen Leben entwickelt sich eine Gesinnung von reinster ethischer Höhe.

Zwischen Gesellschaftszimmer und Küche.

Jede Hausfrau, die auf eigene Arbeitsleistung angewiesen ist, weiß, wie peinlich das Doppelleben zwischen Gesellschaftszimmer und Küche ist, gleichviel, ob es sich um größere Einladungen handelt, oder um ein Zusammensein im engsten Familienkreis. Meistens hat sie bis zum letzten Augenblick mit den Vorbereitungen zu tun, möchte die Gäste empfangen und unterhalten und doch auch das Essen, mit dem sie Ehre einlegen will, nicht inzwischen verbrodeln lassen. Wie unangenehm, wenn sie drinnen im schönen Abendkleide einhergeht und sich draußen rußige Hände holt.

Hat vielleicht auch diese Hausfrau Töchter, jene Hausfrau Nichten, die hilfreich zugreifen, so bleibt sie selbst doch unentbehrlich. Sie möchte durchaus allem, was auf die Tafel kommt, den letzten Schliff geben, oder alles noch einem letzten prüfenden Blick unterziehen.

Höchst peinlich, wenn die Hausfrau hochrot und abgehetzt ihre Gäste empfängt, bei der Unterhaltung wie auf Kohlen steht, zerstreute Antworten gibt, weil ihre Gedanken beständig abschweifen und schließlich die Gäste auf sich selbst angewiesen sind, weil die Hausfrau auffallend lange in die Küche verschwindet.

Die praktische Hausfrau von heute vereinfacht sich das Doppelleben zwischen Gesellschaftszimmer und Küche. Sie wird selbstverständlich nicht ausgerechnet Hammelbraten reichen, weil der allzu schnell verkühlt und dann ungenießbar wird, sie bringt auch nicht Hefenklöße, die die Gäste möglichst schnell verschlingen müsse, sie vermeidet gebackene Leber und alles, was das Warmstellen nicht verträgt. Ihre ganze Speisenfolge ist so zusammengestellt, daß ihre minutenweise Abwesenheit gar nicht bemerkt wird.

Die Frau voran.



1. Alma White, der einzige weibliche Bischof (Amerika).
2. Miß Florence Nilson, Leiterin der Völkerbundsbibliothek.
3. Fräulein Helanah Abd el Malak, die Baumwollkönigin Ägyptens.

Mit liebenswürdiger Ruhe hat die Frau ihre Gäste empfangen, die mit den Vorbereitungen früh genug begann. Ohne jede Aufregung verteilt sie feinsinnig die kleinen Rollen, die die Töchter oder Nichten als liebe Hilfskräfte spielen sollen und verteilte mit Ueberlegung die eventuellen Tafelkarten und den Blütenschmuck des Tisches. Die Gäste sind versammelt. Die Tafel beginnt. Draußen in der Wärmeröhre stehen fertig auf dem Servierbrett die Tassen mit klarer Fleischbrühe oder die Suppenterrine, je nach dem Charakter, den die Tafel haben soll. Ist eine kleine Vorspeise erwünscht, sei es Fleischsalat in garnierter Schüssel, oder Fischsalat auf einzelnen Muschelschalen, Majonaise, selbstgebackene kleine Pasteten, es wartet auf dem Serviertisch und wird von der Hausfrau, ohne daß sie das Zimmer zu verlassen braucht, liebenswürdig selbst gereicht. Die Vorspeise kann natürlich auch wegfallen. Der Fisch — sei es Karpfen, Forellen, Schleie, steht ebenfalls fertig angerichtet, bereits mit Zitrone und Petersilie garniert, auf einem Topf siedenden Wassers, mit einer Schüssel zugedeckt, ebenso die Kartoffeln dazu. Die Butter wird frisch gegeben, kann aber auch schon zerlassen in der Wärmeröhre bereitstehen; all dies wird von den jungen Hilfskräften, von denen jede genau weiß, was sie hereinzubringen und wie sie es zu reichen hat, serviert. Doch auch der Fisch ist nur bei größeren Gesellschaften nötig.

Dem Braten wird die Hausfrau auf seinem Weg zur Tafel lieber noch einen fürsorglichen Blick widmen. Draußen auf dem Anrichtetisch liegt schon alles Werkzeug bereit, mit kundiger Hand schneidet sie die gefüllte Kalbsbrust, den gespickten Rinderbraten oder den saftigen Schweinsrücken, legt auf der Bratenplatte den Braten in seiner ursprünglichen Form wieder zusammen, um ein Erkalten zu vermeiden, das Gemüse, oder das Weinkraut, der Spargel oder die Kartoffeln, alles steht fertig in seinen Schüsseln in der Wärmeröhre und das letzte Abschmecken der Brühe ist ihr schließlich noch die kleinste Mühe, während Töchterchen mit freundlichen Worte die Teller wechselt. Salate und Kompott, je nach Bedarf, stehen längst auf dem Serviertisch bereit. Noch einfacher aber hat es die Hausfrau, wenn sie gekochten Schinken, den sie ja geschnitten kauft, warm reicht (zwischen zwei Tellern auf heißem Wasser warm gehalten) und dazu Kartoffelsalat, der ebenfalls etwas angewärmt sein kann.

Auf diese Weise kann die Hausfrau die Anwesenheit lieber Gäste mit Ruhe genießen und kann die Pausen zwischen den einzelnen Gängen mit Plaudern und Fröhlichkeit verschönen, denn das Essen ist ja keine Hetzjagd.

Im Kühlschrank wartet die süße Speise, die mit den einfachsten Mitteln hergestellt worden sein kann und in der Vorratskammer steht die fertige Käseplatte, die den Herrenkreisen immer erwünscht ist. Für das Trinkbare sorgt der Hausherr. Er wird sich diese schöne Sorge keinesfalls abnehmen lassen — wird allerdings Tee gereicht, so möchte dieser stets nach dem Einschenken wieder heiß stehen und auf dem Tisch prangen. Zucker, Zitronenscheiben, Sahne und eine kleine Karaffe oder Flasche mit Rum friedlich beieinander, möglichst auf einem kleinen Brettchen zusammen, um gemeinsam herumgereicht zu werden, da die Feinschmecker für Tee verschiedene Geschmacksrichtungen haben.

Erst nachdem alle Gäste das Besteck niedergelegt haben, und mit dem Speisen fertig sind, wird die Tafel aufgehoben, dies steht allein der Hausfrau zu, sie erhebt sich mit einem freundlichen „Wünsche wohl gespeist zu haben" und ihrem Beispiel folgen sofort alle Gäste. Will die Hausfrau nach einiger Zeit noch Kaffee reichen, während die Herren durch den Hausherrn mit Zigarren und Zigaretten bedient werden, so kann sie sich auch dies erleichtern, indem sie das Kaffeewasser frisch ansetzt (von abgestandenem Wasser schmeckt der Kaffee fahl) und sich, bis es kocht, noch immer ihren Gästen widmen. Der Kaffee steckt schon gemahlen in einem Säckchen in der Kaffeebüchse, die große Kleiderschürze, die in der Küche hängt, verdeckt ihr ganzes Kleid, wenn sie den Kaffee aufbrüht und sie erntet totsicher lebhaften Dank und Jubel, wenn sie den frischen duftenden Kaffee hereinbringt.

Es ist also garnicht so schwer, das Doppelleben zwischen Gesellschaftszimmer und Küche zu führen und eine gewandte Gastgeberin kann auch eine gute Hausfrau sein.

Prämierte Kunstwerke. Unter den Werken, die der Staat auf der Großen Berliner Kunstausstellung ankaufte, befinden sich die Arbeiten dreier Künstlerinnen: ein „Blumenstück" von Johanna von Schulenburg, der „Montmartre" von Maria Slavona und „Blumen" von Charlotte Bernd.

DIE·FRAU·UND·IHRE·WELT

Der neue Massen-Modeartikel: die Baskenmütze.

(Nachdruck verboten.)

Schon im vergangenen Jahre tauchte die Baskenmütze auf, doch fand sie nur wenig Anhänger. Inzwischen hat sich die runde, eng am Kopf sich anschmiegende, in einem Stück aus Wolle gewebte Mütze bei Damen, Herren und Kindern beliebt gemacht. Ihren Siegeszug begann die Baskenmütze beim Sport; die weiche, durch einen Gummizug fest am Kopf sitzende Wollkappe hat sich selbst bei der schnellsten Fahrt auf dem Motorrad glänzend bewährt und wird nun zu allen Tageszeiten und überall getragen.

Hauptsächlich ist sie aus Marinewolle in einem Stück gewebt. Neuerdings lieben es die Damen, die Kappe auch zur Farbe des Kleides passend zu tragen und zur Abwechslung rund oder längs eingewebte Streifen zu bevorzugen. Während die Herren diese Kappe nur in marine tragen und nach hinten schieben, setzt die Dame sie flott links hochstehend, rechts herunterfallend auf, so an die früher beliebten Wagnermützen erinnernd.

Natürlich hat der Erfolg dieser Baskenmützen die Modistin angeregt, auch aus anderem Material Mützen zu schaffen, die sich im Prinzip an diese Form anlehnen. Allerdings wird dann die Kappe in zwei Teile zerlegt, in die Kopfplatte und den Rand, der wiederum des besseren Sitzes wegen geteilt ist. Aus Samt, Filz und Tuch sind diese Kappen ohne jede Garnitur, ganz weich verarbeitet. Man versucht auch, durch eine lange Seidenquaste, einen Federpinsel oder einen Reiherkegel eine elegantere Note zu erzielen.

Der Ruhm der Baskenmütze hat veranlaßt, auch andere Nationalmützen für das „schöne Geschlecht" zu modellieren. Da sieht man eine blaue Friesenkappe mit ihrer spitz hochgestellten Ecke, den schwarzen Lederpaspeln und drei Goldknöpfen, die einen durchaus modischen Eindruck hervorruft und die ebenso schick wie kleidsam wirkt. Auch die Wagnermütze ist aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgestört; die Breite des Kopfdeckels hat sich, der Mode entsprechend, etwas verkleinert, der gerade Kopfrand strebt links steil hoch, um, rechts schmal werdend, die schräg fallende Kopfplatte zu stützen.

Anne Beer.

Die frauliche Frau.

Von
Anne-Marie Mampel.

(Nachdruck verboten.)

Man macht der modernen Frau zum Vorwurf, daß sie nicht mehr fraulich sei, führt als Beweise dafür den Bubikopf, den kurzen Rock, die ganze herrenmäßige Einstellung der Mode ins Feld, das selbstbewußte und energische Auftreten, das betonte Recht auf Persönlichkeit und Willensbehauptung, die starke sportliche Betätigung, das Studium, die überhandnehmende Berufstätigkeit, die veränderte Einstellung zur Familie, zum Manne und zur Ehe —, mit einem Wort alles, was eben das innere und äußere Wesen der Frau von heute ausmacht. Und als Idealbild wird ihr die Frau von ehedem vorgehalten, die als Gattin, Mutter und Hausfrau ihr Genügen fand und im Dienst und der Aufopferung für die Ihren rest- und wunschlos glücklich war.

Wüßte man von der modernen Frau nichts als jene Schilderung ihrer Gegner (deren Wissen sich von jenen besonders in der Großstadt aufdringlich und unangenehm in Erscheinung tretenden Auswüchsen zeitgenössischer Weiblichkeit herleitet), könnte man tatsächlich glauben, daß ein Niedergang der Fraulichkeit zu verzeichnen, daß ein Begriff im Schwinden sei, der früher untrennbar war von der echten Frau und ihren Wert ausmachte, ohne daß neue Werte an dessen Stelle treten.

Ist dem wirklich so? . . . Um es unparteiisch festzustellen, muß Lebensaufbau und Ablauf der Frau von einst und von heute nebeneinandergestellt und gegeneinander gewogen werden.

Schon bei seiner Geburt war das kleine Mädel ehemals Gegenstand der Enttäuschung, die seiner offenbaren Minderwertigkeit galt, und dieser Makel des nicht Vollgültigen blieb haften. Legte man Wert auf die Erziehung und Ausbildung des Sohnes, die der Tochter war nebensächlich. Galt es, ihm Welt- und Menschenkenntnis zu vermitteln, ihr verschloß man sie. Es genügte, der Tochter die einfachste Schulbildung beizubringen; was darüber hinaus geschah. der Klavier-, Gesang- und Malunterricht, die feinen Handarbeiten, die Sprachstunden und — wenn's hoch kam — das bißchen Literatur- und Kunstgeschichte, das ihr eingetrichtert wurde, hatte nicht den Zweck, irgendwelches gründliche Wissen und Können zu geben; es war lediglich für den „Salongebrauch" gedacht, und um die angehende junge Dame d e m angenehm zu machen, für den sie ausschließlich erzogen und bestimmt war, dem zukünftigen Gatten.

Fand sie ihn auf einem der Bälle und Gesellschaften, die zu diesem Zwecke veranstaltet wurden, war's gut; sie war hold errötend eine glückliche Braut, gleichviel, ob sie ihn liebte oder nicht, denn als Glück, ja als d a s Glück schlechthin galt es, überhaupt einen Mann zu bekommen. Es bedeutete die Versorgung, die gesicherte Zukunft, es war die einzig erträgliche Lebensform der Frau überhaupt.

Heiratete das Mädchen von ehemals nicht, wurde es nach Jahren vergeblichen Hoffens und Harrens die „alte Jungfer", die, von der jüngsten Frau über die Achsel gesehen, die gute, selbstlose Haustochter und Familientante spielen mußte, ohne eigene Rechte, ohne Freiheit und Lebensinhalt, niedergedrückt von dem demütigenden Gefühl, „sitzengeblieben", vom Glück übergegangen worden zu sein.

Heute wird das kleine Mädel nicht anders als ein Junge erzogen. Körperliche Ertüchtigung durch Spiel und Sport steht im Ausbildungsprogramm ebenso wie gediegenes, durchaus ernst zu nehmendes und auf spätere Berufsausübung hinzielendes Studium. Offen liegt die Welt mit ihren Problemen, Nöten und Schätzen vor der Frau; sie wird mitten hineingestellt in den Kampf, muß sich wirtschaftlich und menschlich behaupten und durchsetzen, muß die Waffen ihrer Tüchtigkeit brauchen, um zu bestehen. Das schafft einen anderen Frauentyp als den von einst; das bestimmt Kleidung und Gebaren.

Naturgemäß erkennt diese Frau das System der alten Haushaltführung als Kraftvergeudung und Zeitverschwendung, sucht es zu rationalisieren und umzuwandeln. Und ganz selbstverständlich sieht diese Frau im Manne nicht mehr den Herrn und Gebieter, sondern den Lebenskameraden, dem sie als Gleichwertige und Gleichberechtigte die Hand zum Bunde reicht, wenn ihr Herz für ihn spricht, und sie in der Uebereinstimmung oder Ergänzung der Charaktere und Neigungen ein reines Glück für sich erwartet. Denn lediglich der Versorgung halber zu heiraten, hat die berufstätige Frau nicht mehr nötig, und eine „alte Jungfer" wird sie nicht, auch wenn sie ledig bleibt. Daß tiefste Frauenerfüllung in der wahrhaft harmonischen Ehe und in der Mutterschaft liegt, ist dem modernen Mädchen dennoch voll bewußt. —

Das also ist die Frau von heute (nicht zu verwechseln mit denen, die sich dafür ausgeben, ohne es zu sein). Sie ist freilich anders als ihre Schwestern aus der vergangenen und vorvergangenen Generation und doch nicht weniger fraulich, wenn man berücksichtigt, daß dieser Begriff sich gewandelt hat. Denn fraulich sein heißt heute nicht mehr, in engumzirkeltem und wohlumhegten Gebiet zu walten. Fraulich im neuen Sinne ist's, alle Gaben des Körpers, des Geistes und des Gemütes zur Vollendung zu steigern, ein Mensch zu sein mit anerkannten Rechten und Pflichten, und als solcher mitzuarbeiten an den Aufgaben der Zeit, am Aufbau menschlicher Kultur, am Glück der eigenen befreiten Persönlichkeit.

Die Aufbewahrung des Obstes.

Von
Karl Witzel.

(Nachdruck verboten.)

Der reiche Segen, den der Herbst uns spendet, soll auch für fernere Tage aufbewahrt werden. Auch in des Winters rauhen Zeiten überkommt einen die Lust, einen Apfel, eine Birne zu genießen. Der Aerger hält Einkehr, wenn das Obst sich nicht gehalten hat, wenn es in Fäulnis übergegangen ist. Handelt es sich um Früchte, die fähig sind, zu überwintern und nicht mehr zu verwenden sind, so trägt der Besitzer selbst die Schuld. Er hat manches außer acht gelassen, was er hätte beobachten müssen. Auch hier bestätigt sich oft das Wort: Kleine Ursachen, große Wirkungen. Hier sollen nun einige Winke festgelegt werden, die beachtenswert sind, um sich eine fast baumfrische Frucht aufzubewahren.

Als Aufbewahrungsort eignet sich in den meisten Fällen der Keller. Doch ist Voraussetzung, daß derselbe nicht zu trocken und nicht zu feucht ist. Nachdem die Früchte bei trockenem Wetter mit der größten Vorsicht, um jede Beschädigung zu vermeiden, vom Baum abgenommen sind, bringt man sie in den vorgesehenen Raum. An regnerischen Tagen, da man seine Arbeitskraft dem Garten nicht widmen kann, hat man sich bereits ein Gestell bereitet, oder, wenn man schon Besitzer eines solchen ist, das alte, wenn erforderlich, auf Grund des Nachsehens ausgebessert. Die Früchte werden nun vorsichtig nebeneinander auf die Gestelle gelegt. In dem Raum sollen Kartoffeln, Gemüse, Käse, Sauerkraut usw. nicht untergebracht sein, da das Obst sehr empfindlich ist und leicht fremde Gerüche annimmt.

In der ersten Zeit schwitzt das Obst beträchtlich, so daß die Atmosphäre feucht ist. Es ist daher anzuraten, die Luft öfters zu erneuern, damit die Früchte vollkommen trocknen können. Hierbei ist aber jegliche Zugluft zu vermeiden. Die Fenster sollen möglichst bis Eintritt des Frostes stets geöffnet sein. Des öfteren prüfe man, ob sich nicht angefaulte Früchte finden. „Ein fauler Apfel steckt den anderen an." Man hüte sich jedoch, das Obst zu sehr zu durchwühlen, da man dann mehr Schaden anrichtet als Nutzen stiftet. Ueberhaupt ist jede Berührung von Nachteil. Das Obst soll, soweit es angängig ist, auf demselben Platz liegen bleiben. Der Raum selbst soll dunkel sein. Licht nämlich fördert die Zersetzung des Obstes, ebenso auch die Wärme. Welche Temperatur soll nun im Lagerraum anzutreffen sein? Am zuträglichsten ist ein Wärmegrad, der zwischen 1—5 Grad Celsius schwankt. Diese Temperatur muß jedoch gleichmäßig am Ort verteilt sein. Das Obst ist imstande, 1—3 Grad Kälte auszuhalten. Die Temperatur kann der Frucht nicht viel Schaden zufügen, da die Haut eine Fettschicht ihr eigen nennt, die ein vorzügliches Schutzmittel darstellt. Um genau den Wärmegrad feststellen zu können, ist es empfehlenswert, einen Thermometer im Aufbewahrungsraum aufzuhängen. Ist der Winter einmal sehr streng und tritt die Quecksilbersäule unter Null, so bedecke man das Obstfeld mit Säcken Tüchern, wollenen Decken, Stroh und dergleichen mehr. Ist einem nun das Unglück begegnet, erfrorene Aepfel oder Birnen in seinem Keller zu beherbergen, so lasse man sie ruhig liegen, bis sie von selbst wieder auftauen.

Wenn die Obsternte so reich ist, daß es sich rentiert, ein Obsthaus zu errichten, so versehe man es mit doppelten Holzwänden. In den Zwischenraum füllt man Koksasche, Kiennadeln — kurz: einen schlechten Wärmeleiter. Sind die Schätze, die man aufgespeichert hat, aufgebraucht, so unterziehe man den Keller einer gründlichen Lüftung. Das Bestreichen der Wände mit Kalk ist sehr am Platze.

Zum Schluß sei noch auf ein Aufbewahrungsverfahren aufmerksam gemacht, das den Vorzug hat, den feinen Geschmack, das herzberückende Aroma und die wundervolle Farbe zu bewahren. Man nimmt eine Tafelsorte, die vollkommen ausgereift ist, und bringt sie in ein Gefäß, das luftdicht abschließt. Nach langer Zeit noch sind die Gefangenen in einem Zustande, daß man seine helle Freude daran hat. Ein angestellter Versuch wird das Gesagte vollauf bestätigen. Durch diese Art und Weise der Aufbewahrung könnte man die Haltbarkeit des Obstes noch länger hinausziehen als bei der üblichen offenen Aufbewahrungsweise.

In kurzem Rahmen sind Mittel und Wege gewiesen worden, wie man den Obstertrag des Gartens lange Weise „frisch" erhält. Welchen Wert das frische Obst hat, welchen günstigen Einfluß auf den Gesundheitszustand des Menschen, kann man am deutlichsten aus den zahlreichen medizinischen Gutachten ersehen, die insgesamt sich im Preisen des Obstes ergehen. Es dient dem Kranken mit als Brücke zur erwünschten Genesung, dem Gesunden als Erquickung und Stärkung!

Altdeutsche Scherze über die Frauen.

Gesammelt von
Hans Runge.

(Nachdruck verboten.)

Ein Possenreißer, der zur Zeit des Siebenjährigen Krieges lebte, behauptete eines Tages, keine Frau könne in den Himmel gelangen, denn in der Offenbarung Johannis, Kapitel 8, stehe geschrieben: „Es ward eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde", und keine Frau könne es über sich gewinnen, dreißig Minuten lang zu schweigen.

*

Zwei Hofdamen der Königin von Preußen, Gemahlin Friedrichs des Großen, stritten sich einst, beim Herausgehen aus der Hofkirche zu Berlin, um den Vorrang. Dem alten Fritz kam die Streitfrage zu Ohren und er entschied kurz und bündig: „Das t ö r i c h t e Frauenzimmer soll vor der anderen den Vorrang haben!" — Bei dem nächsten Kirchgang traten beide Damen durch besondere Türen in die Kirche.

*

Ein Diplomat gedachte sich an einer Schwätzerin zu rächen, die sich einbildete, großen Verstand und vieles Wissen zu besitzen. Die gesprächige Dame führte an jeder Tafel das große Wort. Der Diplomat sorgte in einer Gesellschaft dafür, daß die Dame an die Seite eines Tischherrn gesetzt wurde, den man ihr vorher als sehr gelehrt geschildert hatte. Sie war darüber sehr erfreut, begann sogleich, die Schleusen ihrer nicht zu übertreffenden Beredsamkeit springen zu lassen und tat hundert Fragen an ihren Kavalier, ohne eine Antwort abzuwarten, oder zu merken, daß er auf keine Frage antwortete.

Als die Gesellschaft auseinanderging, fragte man die Gesprächige, ob sie mit ihrem Nachbar zufrieden war.

„Oh", erwiderte die Dame, „das ist ein ganz vortrefflicher Mann! Er hat die Allüren eines großen, schweigsamen Gelehrten; und ich habe festgestellt, daß er über einen nicht alltäglichen Verstand verfügt! Ach, verschaffen Sie mir recht bald wieder ein Plauderstündchen mit diesem Herrn!"

Die Gesellschaft, besonders der Diplomat, wollten sich über die Rede der begeisterten Dame halbtot lachen. Doch verschwieg man ihr an diesem Abend noch, daß der große Geist an ihrer Seite ein — Stummer gewesen war.

Warum er eine schlechte Zensur bekam.

(Nachdruck verboten.)

Kurtchen kommt aus der Schule.
Kurt bringt eine schlechte Note mit.
Doch er erklärt genau, wie das gekommen ist

1. Ist der Lehrer sehr ungerecht;
2. wurde gerade das verlangt, worauf Kurt nicht vorbereitet war;
3. hat ihm sein Nachbar nicht ein einziges Mal vorgesagt;
4. bekam er nur zwei Stunden Zeit, und da kann einem doch nicht das Richtige einfallen;
5. postierte sich der Lehrer ausgerechnet vor seinem Platz, so daß ein Abschreiben unmöglich war;
6. war er gar nicht in Stimmung;
7. mußte er immer an etwas anderes denken;
8. wollte er sich nicht hervortun wegen der Mitschüler;
9. war das Wetter draußen halt gar so schön, und
10. fiel ihm mit dem besten Willen nichts ein.

Wenn ihr nur ein klein wenig Verständnis habt, müßt ihr nun doch nach diesen Erklärungen einsehen, daß es Kurtchen unmöglich war, eine bessere Note zu bekommen.

Isabella.

Die praktische Hausfrau.

Die Behandlung der Küchenwäsche.

Da sich heute wohl jede Hausfrau eines der vielen chemischen Waschmittel bedient, von denen jedes wieder seine eigene Waschmethode fordert, so ist von einer allgemeingültigen Waschmethode kaum mehr zu sprechen, und wir wollen uns begnügen, einige Winke zu geben für die Benutzung der Tücher in der Küche selbst und dann auch bei der Wäsche.

In einem wohlgeordneten Haushalt sollen für die verschiedenen Eß- und Kochgeräte besondere Handtücher vorhanden sein. Ein Tuch zum Trocknen der Gläser, dann ein Tuch für Porzellan, ferner ein besonderes Tuch für Messer, Gabeln, Löffel. Zum Trocknen der Kochtöpfe gehört ein grobes Küchentuch oder ein abgenutztes Handtuch. In manchem sonst sauberen Haushalt werden die Tücher zum Abtrocknen sämtlicher Geräte achtlos durcheinander benutzt. Man braucht sich dann nicht zu wundern, wenn die Gläser trübe und mit anhaftenden Fasern vom Gewebe auf den Tisch kommen. Die Hausangestellten bedenken meist nicht, daß man die Sauberkeit einer Köchin nach dem Aussehen der von ihr gebrauchten Küchenhandtücher abzuschätzen pflegt. Wer die Kochgerätschaften gründlich abwäscht und spült, reibt die Flecke beim Trocknen nicht ins Küchentuch hinein. Mit Messern und Gabeln ist es dasselbe. Hierzu gehört ein Messertuch von leichtem, weichem Stoff, damit man die Zwischenräume der Gabeln und die Griffe der Messer gut säubern kann. Alle Küchentücher müssen oft gewechselt werden. Hier aus Sparsamkeit den Wäscheverbrauch einzuschränken, ist verkehrt.

Ebenso falsch ist es, die Küchentücher zusammen mit Leib-, Bett- oder Tischwäsche zu waschen. Auch nachwaschen sollte man die Küchenwäsche nicht in den unsauberen Seifenwasser der bereits abgekochten Hauswäsche, wie es so häufig geschieht. Auf diese Methode ist das graue und unsaubere Aussehen der meisten Küchenwäsche zurückzuführen. Wollen wir fleckenreine, klare Küchenwäsche haben, so ist es am besten, wenn man diese Wäsche gesondert legt und sie in regelmäßigen Terminen ohne langes Ansammeln allein wäscht.

Die schmutzige Küchenwäsche wird ein oder mehrere Tage in Sodawasser oder mit Zusatz von etwas Borax oder Pottasche zum Wasser, das die fettigen Teile aufnimmt, eingeweicht, bevor man sie nach dem Durchwaschen, Abkochen und nochmaligen Waschen mit guter Kernseife wie jedes andere Wäschestück wieder behandelt. Küchentücher dürfen nie, auch nicht leicht, gestärkt werden, da das Abtrocknen ein weiches, geschmeidiges Tuch verlangt und ein längeres Vorhalten der Sauberkeit damit nicht erzielt wird.

Schnelles Gelbwerden der Wäsche ist oft auf schlechtes Spülen zurückzuführen, oder auch die mineralhaltige Beschaffenheit des Wassers trägt die Schuld. Sehr gelbe Wäsche zieht man, nachdem sie gründlich gespült ist, vor dem Blauen durch Wasser, dem man drei Eßlöffel Spiritus und einen Eßlöffel Terpentin auf vier Eimer Wasser zugesetzt hat.

Zum Schluß noch einige Winke für die Behandlung der verschiedenen Putzlappen in der Küche. Da sind weiche, wollene Tücher zum Reinigen der hellen Küchenmöbel, wollene Maschinenlappen zum Reinigen des Herdes, weiche Tücher zum Waschen und Nachreiben der Kacheln u. a. m. Alle diese Lappen sollte man stets gesondert waschen. Unendlich praktisch sind alle selbstgestickten Küchenlappen und Topfanfasser, da das weiche Material ihrer Wolle die Seife gut und sparsam aufnimmt.

Für die Küche.

Süßspeisen von Herbstfrüchten.

f. **Melonencreme.** Eine recht reife Melone wird geschält, in Stücke geschnitten und die Kerne sorgfältig entfernt, mit 225 g Zucker wird die Frucht langsam ganz weichgekocht und durch ein Haarsieb gestrichen. Dann mischt man 25 g aufgelöste Gelatine sowie den Saft einer halben Zitrone darunter, läßt die Creme etwas erkalten, rührt ½—¾ Liter dicke süße Sahne oder Schlagsahne hinzu, füllt die ganze Masse in eine Glasschale und stellt sie auf Eis.

f. **Quittenpudding.** Vier Quitten werden von der Wolle befreit, zerschnitten und mit Zucker bestreut, in einem irdenen Topf in der Bratröhre backen gelassen. In einem solchen Topf entwickelt sich der Geschmack besonders gut! Die Früchte werden durchgerieben und erkaltet zu folgender Masse gemischt: Sechs Eigelb mit 100 g Zucker dickschaumig rühren, fünf geriebene Zwiebäcke, etwas Zitronenschale und den steifen Schnee der Eier darunter und sogleich in gut gebutterter Form füllen, im Wasserbade im Backofen eine Stunde backen, dazu Weinschaumtunke.

f. **Preiselbeergerichte in der Form.** Frische Preiselbeeren werden mit etwas Zitrone gekocht, gesüßt, und in eine feuerfeste, gebutterte Form gefüllt. Weißbrotschnitten werden in Butter geröstet und erkaltet mit Butter bestrichen und mit Zimtzucker bestreut. Hiervon werden zwei Lagen in die Form gelegt und Eiermilch darüber gegossen: ein großes Ei mit fünf Eßlöffel Milch und Zucker verquirlt. Bei guter Hitze backen! Mit Butter soll man bei „Charlotten" nicht sparen!

Film



Marcus Loew †.

Marcus Loew, der Präsident der Metro-Goldwyn-Mayer, ist im Alter von 55 Jahren nach langem Leiden sanft entschlafen. Mit ihm ging einer der Pioniere des Films. Er war einer der Größten, die den Film aus seinen Kinderjahren zu seiner heutigen Bedeutung brachten. Er hat mit Adolph Zukor den Grundstein zu dem Aufstieg der amerikanischen Filmindustrie gelegt.

Loew wurde in New York geboren. Mit sieben Jahren war er Zeitungsjunge und verdiente sich schon selbst seinen Lebensunterhalt. Als er zehn Jahre alt war, erkannte er, daß ihn die Schule nur am Geldverdienen hindere. Er gab sie auf und wurde Lehrling in einer Druckerei.

Der Drang der Selbständigkeit war so groß in ihm, daß er, kaum zwanzig Jahre alt, schon eine eigene Zeitung gründete. Aber das war nicht das Richtige für ihn. Wieder wechselte er seinen Beruf und wurde Kürschner, verdiente 4 Dollar wöchentlich. Jetzt konnte er endlich sparen. Mit einem kleinen Betrag machte er sich wieder selbständig und fing an, mit Bildern zu handeln. Damals lernte er Adolph Zukor kennen. Die Beiden gründeten gemeinsam in der 14. Straße in New York ein Schauunternehmen, das entscheidend für ihr weiteres Leben werden sollte. Durch Gucklöcher konnte man die verschiedensten Bilder sehen,



die man selbst mit einer Kurbel weiterdrehte. Das Geschäft ging gut und man konnte bald wieder Geld zurücklegen. Damit kauften die Beiden ein schlechtgehendes Varieté in Brooklyn. Marcus Loew kam auf die Idee, neben den üblichen Nummern auch Filme zu bringen, und wie diese Neuheit einschlug, kann man am besten daraus erkennen, daß im ersten halben Jahr 60.000 Dollar Ueberschuß erzielt wurden.

Jetzt begann Marcus Loew, seinen Plan auszubauen. Er pachtete ein Theater nach dem anderen und führte außer dem Varieté einen großen Filmteil ein. Das war der Anfang seines Aufstiegs. 1912 spielte er den ersten Großfilm, der aus Europa eingeführt war. Die Hauptrolle hatte Sarah Bernhardt. Der Erfolg dieses Films bestimmte ihn, immer nur die größten und teuersten Filme zu kaufen.

Um für seine Theater, die sich mehr und mehr ausdehnten, genügend Filme zu haben, begann sich Marcus Loew selbst für die Produktion zu interessieren. Er wollte von den Filmherstellern nicht abhängig sein. 1922 kaufte er die „Metro" und vergrößerte deren Produktion in aufsehenerregendem Maße. 1924 übernahm er die Goldwyn-Corporation und legte diese beiden Produktionsfirmen zusammen.

Marcus Loew wurde noch im vorigen Jahre zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Er hinterläßt zwei Söhne, die in seinem Unternehmen tätig sind, und zwar ist Arthur Loew der Manager der Auslandsabteilung, während sein Zwillingsbruder David in der Theaterabteilung tätig ist.

Wer Marcus Loew kannte, schätzte ihn als ehrenhaften Kaufmann, der auch ein mustergültiges Familienleben führte. Er hat die „Metro-Goldwyn-Mayer" zu einer solchen Blüte geführt, daß sie heute über 15.000 Angestellte in aller Welt zählt und über 400 eigene Theater in Amerika verfügt. Die Lebensarbeit dieses Mannes wird in der Geschichte der Filmkunst, die ihr Entstehen und Aufblühen nicht zuletzt seiner Energie verdankt, in ehernen Lettern eingeschrieben sein.

Milton Sills spielt Strauß. Aus Hollywood kommt die Nachricht, daß Milton Sills, der bekanntlich nicht nur einer der beliebtesten First National-Schauspieler, sondern auch Boxer und darüber hinaus sogar ein bekannter Pianist ist, in einem Wohltätigkeitskonzert den Preis erhielt. — Der Abend war von den amerikanischen Filmschauspielern veranstaltet worden und auf der Bühne wirkten nur Filmkünstler mit. — Den stärksten Applaus errang Milton Sills, der seine Lieblingsmusik, Wiener Walzer, zum Gehör brachte.

Frauen beim Film. Die meisten Menschen nehmen an, daß, wenn man von Frauen beim Film spricht, es sich nur um Schauspielerinnen handeln müsse. Das ist ein großer Irrtum. Heute stehen bereits an den verantwortlichsten Stellen der Filmindustrie leitende Mitglieder der besseren Hälfte der Menschheit. Die „Paramount" hat sogar einen weiblichen Regisseur: Dorothy Arzner. Sie ist zusammen mit Louise Long und Ethel Doherty bei der Paramount sozusagen aufgewachsen. Miß Long und Miß Doherty waren beide, bevor sie als Stenotypistinnen zur Paramount kamen, Lehrerinnen. Ihr Ehrgeiz war es, in möglichst vielen Abteilungen beschäftigt zu sein. Auf ihre dringenden Bitten hin wurden sie als Kleberinnen beschäftigt, und als ihnen das gelungen war, studierten sie Filmregie und die Technik des Manuskriptschreibens. Sie reichten ihren Vorgesetzten einige Arbeiten ein, aus denen man ihre Begabung ohne Zweifel ersehen konnte. Heute hat Miß Long bereits das Drehbuch für den neuen Florence Vidor-Film geschrieben und ihre frühere und heutige Kollegin Miß Doherty tat das gleiche für den neuen Esther Ralston-Film, bei dem ihre Geschlechtskollegin Dorothy Arzner sogar die Regie führen wird.

Wenn es kalt wird .... (Von Norma Shearer). In keiner Jahreszeit ist die Mode so verschiedenen Gesichtspunkten angepaßt wie im Winter. Im Sommer kann man es sich doch leisten, Ueberflüssiges zu tragen: eine hübsche bunte Schleife oder ein farbiges Band. Es ist zwar vollkommen unnötig, aber es verschönt doch. Im Winter kann man damit nichts anfangen. Die Farben wirken nicht. Die Sonne fehlt dazu, und es ist auch kein Platz dafür da. Wie hatten es früher die Frauen gut! Was konnten sie alles tragen, um sich warm zu halten! Niemand verlangte ja von ihnen die schlanke Linie. Wir wollen nicht frieren und müssen doch auf die Linie halten. Nehmen Sie diese Frauenprobleme garnicht zu leicht. Und wie immer, haben die Filmschauspielerinnen dazu noch doppelte Sorgen. Ich hatte Glück. Bei mir wurde diese unangenehme Frage noch nie akut. Aber ich habe oft meine Kolleginnen im Metro-Goldwyn-Mayer-Atelier bedauert, wenn ich sehen mußte, wie sie sogar im Winter eine Frühlingsszene zu spielen hatten. Sie ahnen nicht, wie schwer das ist. In ein Meer von Jupiterlampen hineinzublicken, ist für die Augen zwar beinahe ebenso schmerzhaft wie in die Sonne gucken zu müssen, aber es ist doch nicht die richtige Wärme und das richtige Licht. Und wenn es kalt ist, fällt eine wirklich innige Liebesszene doppelt schwer.



Zirkus und Film. So überraschend es klingen mag: der Zirkus hat ebenso wie die Sprechbühne für den Nachwuchs beim Film gesorgt. Die „Paramount" hat allein drei prominente Schauspieler, die vom Zirkus zum Film kamen. Heute noch ist es die liebste Beschäftigung von Wallace Beery, Chester Conklin und Ford Sterling, alte Zirkuserinnerungen auszutauschen. Wallace Beery begann seine Laufbahn damit, Wasser für die Elefanten heranzuschaffen. Er war oft genug über den Riesendurst dieser Tiere verzweifelt. Ganz unbegreiflich aber fand er es, wie man so viel Wasser trinken könne. Später avancierte er, wurde sogar Stallknecht einer Elefantengruppe und verdiente wöchentlich 5 Dollar. Dann wurde er Akrobat, und trat, bevor er zum Film kam, zuletzt als Sänger in einem Varieté auf. Chester Conklin begann ähnlich. Nur daß er in der Wahl seines Berufes etwas vorsichtiger war. Mit Elefanten wollte er nichts zu tun haben. Sechzehn Jahre alt, brannte er vom Elternhaus durch und wurde — Clown. Sein Weg führte auch über das Varieté zum Film. — Ford Sterling hielt genau die Mitte zwischen den beiden: Zuerst tränkte er die Elefanten und wurde dann Spaßmacher.



Ärztliche Rundschau

Blinde, die sehend werden.

Die Philosophen haben viel darüber gestritten, ob die grundlegenden Vorstellungen des Gesichts, wie vor allem des Raumes oder gewisser Formen, angeboren seien oder erst im Laufe des Lebens durch Erfahrung erworben werden. Wir sehen ein Hühnchen, das kaum dem Ei entschlüpft ist, sich nicht nur frei bewegen, sondern auch sofort Körner aufpicken, die vor ihm liegen, und müssen daraus schließen, daß es die Nahrung ohne weiteres erkennt und auch richtig im Raum sucht; so liegt denn nahe, bei dem Tier angeborene Vorstellungen von Raum und Form zu vermuten.

Schwerer haben wir es dagegen beim Menschen, hinter das Geheimnis zu kommen. Schon der englische Philosoph Locke äußerte den Gedanken, die Frage müsse sich vielleicht an blindgeborenen, geistig regsamen Menschen, die später durch eine Operation sehend gemacht würden, klären lassen. In der Folge sind denn auch bis heute etwa 20 derartige Fälle beobachtet und mitgeteilt worden. Sie werden immer seltener, weil die aussichtsreichen Eingriffe bei Blindgeborenen jetzt meist schon im ersten bis zweiten Lebensjahr vorgenommen werden.

Aus jüngster Zeit verdienen in diesem Zusammenhange einige Fälle Beachtung, über die Dr. A. Vogt in der Gesellschaft der Aerzte in Zürich berichtet hat. Seine Erfahrungen stimmen mit den brauchbaren Nachrichten von früheren Fällen dieser Art in der Hauptsache überein.

Die als Erwachsene oder größere Kinder sehend Gewordenen wissen zunächst mit den auf sie eindringenden Seheindrücken nichts anzufangen. Sie kennen Form und Raum ja nur durch Betasten. Manche der Operierten vermochten am ersten Tage nicht einmal eine Bewegung, z. B. die vorbeigeführte Hand, zu erkennen. Würfel und Kugel können sie nicht unterscheiden, aber sie haben gewaltige Eindrücke, wenn der Verband zum ersten Male fällt. Auf ihrer Netzhaut bilden sich die Lichter und Widerscheine aller bunten Gegenstände ihrer Umgebung ab; deuten können sie diese Erscheinung vorläufig nicht. Und langsam nur entwickelt sich in ihnen die Fähigkeit dazu. Am schwersten fällt es den Sehenlernenden, sich Vorstellungen über die Größenverhältnisse der Gegenstände und ihre Entfernungen von dem Beschauer zu bilden. Noch nach Wochen haben sie keine Spur von Tiefenwahrnehmung.

Danach scheinen die vom Auge erfaßten Grundbegriffe von Raum und Form nicht angeboren zu sein. Die Aufnahmebereitschaft der Netzhaut erwies sich trotz des langen Schlummers als gut erhalten. Alle Operierten, über die berichtet wird, lernten meist schon in den nächsten Wochen die Begriffe rund, eckig, gerade. Sie lernten schließlich einfache Gegenstände mit dem Auge kennen, wie Gabel, Messer u. dgl., die ihnen durch das Tastgefühl längst vertraut waren. Ihre Erfahrungen, die sie durch den Tastsinn gesammelt hatten, mußten sie nun mit dem Gesehenen verknüpfen. Das optische Bild in seinen Einzelheiten konnten sie aber noch lange nicht festhalten. Nur eine oder zwei Haupteigentümlichkeiten merkten sie sich zunächst, z. B. den Metallglanz beim Löffel. Infolgedessen verwechselten sie dann damit ein Messer, das ähnlich glänzte.

Ein achtjähriges Kind, das eine Katze als einziges Tier gesehen hatte, hielt nach einigen Tagen ein Huhn, das ihm gezeigt wurde, auch dafür und erkannte den Irrtum erst, als es beim Zufassen die Federn spürte. Die Bewegungsfähigkeit war das Gemeinsame an den Tieren, das sich ihm eingeprägt hatte.

Allmählich schreitet die Fähigkeit, das Gesehene zu deuten, natürlich fort, der geistigen Begabung des Operierten gemäß, bei den Jüngeren rascher als bei den Aelteren.

Auch die Beherrschung des Augapfels müssen die Blindgewesenen erst lernen. Noch nach Monaten haben manche Mühe, ihre Blicke fest auf einen Gegenstand zu richten. Die Sehschärfe bleibt lange hinter der des Sehendgeborenen zurück. Merkwürdigerweise verlieren Kinder, die vorübergehend erblinden, die Fähigkeit des Sehens so weit, daß sie nach Wiederkehr des Gesichts es von neuem lernen müssen.

Die Bedeutung der Schilddrüse.

Keine Frage der modernen Medizin steht mehr im Mittelpunkt des Interesse aller Forscher als die Frage nach der Bedeutung und dem Umfange der inneren Sekretion. Unter dieser versteht man den Einfluß, den die sogenannten Blutdrüsen, d. h. Organe im menschlichen Körper, mit Ausscheidung ihrer Produkte in die Blutbahn, auf die Entwicklung und Gestaltung des menschlichen Organismus ausüben. Auch für einen Nicht-Arzt sind diese Fragen von höchstem Interesse, da sie das große Gebiet der allgemeinen Biologie nach neuen Gesichtspunkten beurteilen lassen. Es ist daher eine dankenswerte Aufgabe, der sich Dr. Böhnheim unterzogen hat, diese „Wunder der Drüse“ in einer, auch dem nicht naturwissenschaftlich Vorgebildeten, verständlichen Darstellung zu schildern. Das Büchlein, das im Hypokrates-Verlag erscheint, bringt sehr interessantes Material über den Ablauf der Lebensvorgänge in Verbindung mit der inneren Sekretion.

Hier eine Schilderung dessen, was die Schilddrüse leistet:

Entfernt man einem Tiere die Schilddrüse, so stellt sich eine chronische Vergiftung ein: es kommt zu Verdauungsstörungen, Erbrechen. Herabsetzung des Stoffwechsels. Die Haare fallen aus, die Klauen oder die Hörner werden brüchig und sterben ab. Gleichzeitig tritt Abmagerung ein, verbunden mit großer Müdigkeit und Abgeschlagenheit. Körpertemperatur und Blutdruck sinken. Handelt es sich um ein junges Tier, so bleibt die Entwicklung der Geschlechtsorgane zurück.

Verfüttert man andrerseits einem normalen Tiere Schilddrüsensubstanz, so wird der Stoffwechsel beschleunigt, die Knochen werden lang und schlank. Gibt man gleichzeitig Zucker zu fressen, so kann das Tier nicht dieselben Mengen wie ohne Schilddrüsensubstanz verwerten. Ein Teil des gegebenen Zuckers wird im Urin ausgeschieden. Die Steigerung des Stoffwechsels ist eine so gewaltige, daß auch das Organeiweiß angegriffen wird, wenn man reichlich Fett und Zucker zu fressen gibt. Auch Fett wird reichlich verbrannt.

Sehr verschieden ist übrigens die individuelle Ansprechbarkeit der einzelnen Tiere. Ein Umstand, der bei Menschen noch ausgeprägter ist. Junge Tiere und Kinder vertragen Schilddrüsensubstanz oft auffallend gut, besonders wenn man reichlich Fleisch dazu zum Essen gibt.

Das Bild der Ueber- und Unterfunktion der Schilddrüse, wie wir es eben hier zitiert haben, findet sich auch bei Menschen. Fehlen der Schilddrüse kommt angeboren vor. Es kommt dann zur vollständigen Verblödung. Entartet die Schilddrüse, so bildet sich das Bild des Kretinismus aus. Es kommt zur frühzeitigen Verknöcherung, die zu einem charakteristischen Aussehen des Schädels führt. Die Nasenwurzel liegt tief, die Stirn springt hervor. Wird die Schilddrüse operativ einem erwachsenen Menschen entfernt, so kommt es zu einem eigentümlichen Krankheitsbild mit Störungen aller oben benannten Funktionen.

Auch eine vermehrte Abgabe des spezifischen, vielleicht qualitativ veränderten Produktes findet sich bei Menschen unter der Form der Basedowschen Krankheit. Die Schilddrüse ist vergrößert, doch stehen die Erscheinungen einer allgemeinen Vergiftung des Organismus, vor allem die des Kreislaufes, im Vordergrund. Das Herz ist erweitert und schlägt schnell und heftig, als wenn es bis zum Halse schlüge. Der Puls ist klein, weich und wechselnd. Der Gesichtsausdruck der an Basedow Leidenden ist dadurch auffällend verändert, daß die Lidspalten erweitert, die Augäpfel nach vorn gerückt sind, daher der deutsche Namen: Glotzaugenkrankheit. Weniger auffallend ist, daß der Lidschlag seltener erfolgt, und daß beim Senken des Blicks das Oberlid, nicht wie beim Gesunden dem Auge folgt, sondern zurückbleibt. Das Auge ist glänzend und feucht. Durch alle diese Veränderungen an den Augen bekommt der Kranke den Ausdruck höchster Angst. Die Atmung ist mitunter beschleunigt. Dazu treten Verdauungsstörungen.

Der Kranke ist übererregt. Er wird nervös, unruhig, empfindlich, weinerlich, schlaflos. Er zittert an jedem Glied, das er bewegt oder auch ruhig zu halten sucht. Das Zittern wird bei der geringsten Erregung in hohem Maße gesteigert. Es begleitet ein ständiges Angstgefühl. Schwere Verstimmungen und Aufregungszustände sind nicht selten. Frauen erkranken häufiger an Basedow als Männer. Merkwürdigerweise findet sich die Basedowsche Krankheit in Kropfgegenden selten.

Ausgesprochene Fälle von Basedowscher Krankheit sind nicht häufig. Häufiger ist bei den Kranken nur das eine oder das andere der genannten Symptome deutlich vorhanden. Man spricht dann nicht von Basedowscher Krankheit, sondern nur von einer Ueberfunktion der Schilddrüse.

Bei Unterfunktion (zu geringer Tätigkeit) der Schilddrüse entstehen Krankheiten, die in mancher Hinsicht den Gegensatz zu Basedow bilden. Sie sind beim Erwachsenen und wachsenden Menschen verschieden. Beim ersteren kommt es zum „Myxödem“. Die Schilddrüse ist dabei verkleinert. Die Haut wird prall, trocken und schuppend. Unter der Haut lagert sich eine schleimig-wäßrige Masse ab, die allen Kranken das gleiche, ungesunde Aussehen verleiht. Die Haare sind trocken und spröde. Die Arbeit der Schweißdrüsen ist herabgesetzt. Der Körper hat die Fähigkeit verloren, den Wärmehaushalt in normaler Weise zu regulieren. Deshalb treten oft Untertemperaturen (weniger als 36 Grad) auf. Der Stoffwechsel ist herabgesetzt, die Darmbewegungen sind träge. Es kommt zur Stuhlverhaltung. Dieser Gegensatz zwischen Myxödem und Basedowscher Krankheit wird noch weiter dadurch unterstrichen, daß auch die geistigen und seelischen Veränderungen dieser beiden Krankheiten grundverschieden sind. Die Patienten sind stumpf, müde, träge, ohne innere Anteilnahme an ihrer täglichen Arbeit. Ihr Gedächtnis nimmt ab.

Sehr zahlreich sind unvollkommene Formen der Krankheiten, bei welcher das Schilddrüsensekret nicht völlig mangelt. Oft bestehen nur Hautveränderungen oder nur Trägheit des Darmes. Natürlich darf man nicht jede Darmträgheit mit der Schilddrüse in Verbindung bringen. Es kann auch nur zu Gelenk- und Muskelschmerzen kommen. Diese unvollkommenen Formen werden häufig nicht erkannt.

Das ausgesprochene Krankheitsbild ist in weiteren Kreisen dadurch bekannt geworden, daß es sich nach den ersten Kropfoperationen einstellte, bevor man wußte, daß man die ganze Drüse nicht entfernen kann. Diese Gefahr besteht aber heute nicht mehr.

Gibt man Myxödemkranken Schilddrüsensubstanz, so schwinden sehr schnell sämtliche Erscheinungen. Das stumpfe Wesen weicht, die Schweißabsonderung beginnt wieder. Die Körpertemperatur steigt zur Norm. Und so könnte man alle Symptome noch einmal aufzählen. Aber auch bei Myxödemkranken ist Zuführung von Schilddrüsensubstanz nicht ungefährlich und bedarf dauernder ärztlicher Ueberwachung. Besonders gilt dies für die unvollkommene Form.

Bei Kindern tritt zu den Erscheinungen, die das Aufhören und Abnehmen der Schilddrüsentätigkeit beim Erwachsenen erzeugt, noch eine Reihe anderer Störungen, besonders wenn es sich um einen angeborenen Mangel handelt. Das ganze Wachstum bleibt zurück, weil, wie auch die Röntgenuntersuchung zeigt, die Verknöcherung des knorpligen Skeletts unterbleibt. Kinder, bei denen nur eine mangelhafte Leistung der Schilddrüse besteht, wachsen langsam und bleiben klein. Auch bleiben sie in ihrer übrigen körperlichen und geistigen Entwicklung zurück.

Von der Nebenschilddrüse wissen wir, daß der Stoffwechsel mancher Salze, besonders des Kalks, mit ihr zusammenhängt. Da wir wissen, daß die Erregbarkeit des Muskel und Nerven in irgendeiner Weise mit dem Kalkgehalt zusammenhängt, so nimmt es nicht weiter wunder, daß nach Entfernung der Nebenschilddrüse Krämpfe auftreten (Tetanie). Entfernt man die Nebenschilddrüse an einem Tiere, so kommt es nach etwa vierundzwanzig Stunden zu Zuckungen in den Muskeln, die bald in schwerste Krämpfe übergehen.

Dasselbe Bild findet sich auch beim Menschen. Die Hand wird krampfig und steif, wenn man den Oberarm fest zusammendrückt. Krämpfe, die sehr schmerzhaft sind, treten bei dieser Krankheit auch von selbst auf. Das Bewußtsein schwindet dabei nicht. Der Krampf beginnt meist in beiden Händen und führt zur sogenannten Geburtshelferstellung. Der Daumen wird dem kleinen Finger gegenübergestellt, die Finger werden gegen den Handteller gebeugt. Solche Anfälle treten manchmal gehäuft, manchmal auch ganz selten auf. Ihre Dauer beträgt einige Minuten bis — in seltenen Fällen — einige Stunden. Auch die Füße können daron erfaßt werden.

Störungen in der Ernährung der Haut, der Nägel, der Zähne, der Haare bilden keine Seltenheit und weisen oft auf eine bestehende schlummernde Tetanie hin. Infolge von Ernährungsstörungen der Linse kommt es zum Star.

Das weibliche Geschlecht ist der Krankheit mehr ausgesetzt als das männliche. Insbesondere löst die Schwangerschaft bei Frauen mit einer nicht normal funktionierenden Drüse oft Krampfkrankheit aus. Einzelne Berufe, wie die Schuster und Schneider, stellen eine viel größere Zahl Erkrankter als andere. Ferner gibt es Städte, in denen ausgeprägte Krampfkrankheit kaum vorkommt, wie Berlin, während anderen Orts die Krankheit häufiger ist, so in Heidelberg, in Wien, in Paris. Erwähnt sei auch noch, daß im Frühjahr und Herbst Häufungen auftreten. Vergiftungen mit Mutterkorn verlaufen mitunter wie die Krampfkrankheit. Es liegt eine Störung des Kalkstoffwechsels und eine beträchtliche Verarmung des Blutes an Kalk vor. Wegen ihrer Lage dicht bei der Schilddrüse besteht bei Kropfoperationen die Gefahr, daß die Nebenschilddrüsen entfernt werden. Es kommt dann oft nicht nur zur Tetanie, sondern auch zur Epilepsie. Der Zusammenhang der beiden Krankheiten ist noch nicht genügend geklärt. Die der Tetanie entsprechende Erkrankung der Kinder nennt man Spasmophilie. Sie kommt unter den oben beschriebenen Erscheinungen vor, ferner auch als Stimmritzenkrampf

Die Gicht und ihre Heilung.

In kaum einer anderen Jahreszeit pflegen sich bei den von der Gicht geplagten Menschen die schmerzhaften Attacken dieser Krankheit so sehr zu häufen wie im Herbst. Einerseits vermögen die in der kühleren Jahreszeit besonders zahlreich auftretenden Erkältungen geradezu anfallauslösend zu wirken, zum anderen ist auch die beginnende „Saison“ nicht selten Anlaß gehäufter Gichtanfälle. Denn nicht nur Erkältungen, sondern ebenso häufig auch Alkoholgenuß können zur Ursache eines Gichtanfalles werden.

So kommt es gar nicht selten vor, daß nach einem feuchtfröhlichen Festmahl der Gichtkranke urplötzlich von heftigsten Schmerzen geplagt wird, deren bevorzugter Sitz bekanntlich die großen Zehen sind. Immer unerträglicher werden die Beschwerden; der Gepeinigte hat das Gefühl, als würde die Zehe mit glühendem Oel übergossen. Die Gegend des Gelenkes zwischen Mittelfußknochen und Zehe schwillt an, die Haut darüber färbt sich feurigrot, bei der leisesten Berührung schreit der Kranke vor Schmerz laut auf, bis die Qualen allmählich wieder abzuklingen beginnen. Das ist das Bild eines typischen Gichtanfalles. Aber nicht stets ist er mit den geschilderten Erscheinungen zu Ende. In den nächsten Tagen können nacheinander auch andere Zehen, wie alle anderen Gelenke, besonders der Gliedmaßen, befallen werden. In solchen Fällen kann sich der Anfall über eine Woche und länger ausdehnen.

Welches ist nun die Ursache solcher plötzlich auftretender unerträglicher Schmerzen? Der Harnsäurestoffwechsel ist es, der bei der Gichterkrankung eine Störung erfahren hat. Die Ausscheidung der Harnsäure im Urin ist vermindert, die Harnsäure sammelt sich im Körper an, bis es eines Tages plötzlich zum Gichtanfall kommt und zugleich ein großer Teil der gespeicherten Harnsäure mit dem Urin ausgeschwemmt wird. Vorwiegend in den Gelenken lagert sich die Harnsäure ab, wodurch das typische Bild der überaus schmerzhaften akuten Gelenkentzündung entsteht. Aber auch in der Haut können sich in Gestalt der sogenannten Gichtknoten Ansammlungen von Harnsäure bilden.

Worauf nun letzten Endes die Störung im Harnsäurestoffwechsel zurückzuführen ist, ist noch eine strittige Frage. Erbliche Anlage spielt zweifellos eine große Rolle; aber auch Ernährungsursachen sind für das Auftreten der Gicht von Bedeutung. So befördert starke Fleischzufuhr deutlich das Entstehen der Gicht: ist doch in England, wo das meiste Fleisch gegessen wird, die Zahl der Gichtkranken am größten, während in Japan, dem Lande des Reis, die Gicht kaum vorkommt.

Die Behandlung der Gicht wird nun neben den entsprechenden diätetischen Maßnahmen und Badekuren in erster Linie das Ziel erstreben müssen, für die im menschlichen Körper vorhandene Harnsäure die günstigsten Lösungs- und Ausscheidungsverhältnisse zu schaffen. Dies Ziel wird unter anderem erreicht durch das Hexophan, das rasch einen gesteigerten Zerfall der Harnsäure bildenden Stoffe im Körper bewirkt und den Harnsäuregehalt des Blutes vermindert. Die Harnsäureausscheidung im Urin nimmt schnell zu, und die Folge ist, daß die unerträglichen Schmerzen, die ja der Anhäufung von Harnsäure ihren Ursprung verdanken, rasch herabgemindert werden. Mit dieser Harnsäure-schwemmenden und schmerzlindernden Eigenschaft geht eine Fieber- und entzündungsbekämpfende Wirkung einher, so daß es mit Hilfe des Mittels oft gelingt, den Gichtanfall schon im Keime zu ersticken und dem Ausbruch neuer Anfälle vorzubeugen. Allerdings muß betont werden, daß ein restloser Erfolg nur dann zu erwarten ist, wenn mit der Einnahme dieses oder anderer Medikamente die Innehaltung einer geeigneten Diät und eine dementsprechende Selbstdisziplin hinsichtlich der Lebensweise verbunden wird.

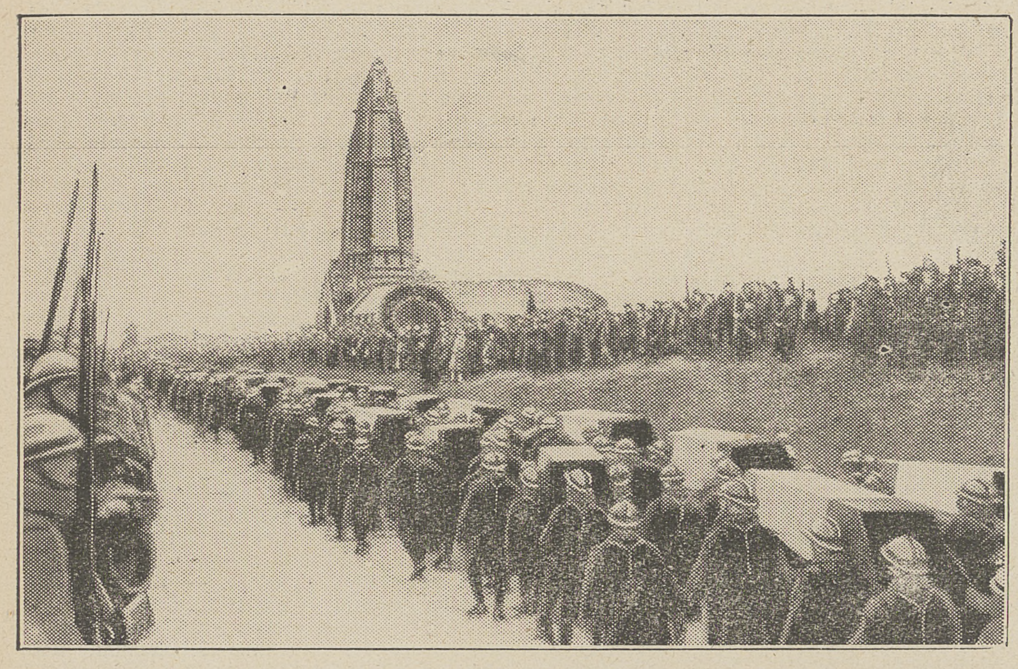
Kleine medizinische Rundschau.

Ist eine Schlagader verletzt, so daß das Blut gewaltsam herausspritzt, so ist sogleich, ehe ein Arzt zur Stelle ist, oberhalb der Wunde ein Tuch so fest wie möglich herumzuwinden. Dieser Verband muß aber, um ein Verbluten zu verhindern, zwischen dem Herzen und der Wunde angelegt werden, da bekanntlich die Schlagadern (Arterien) ihr Blut vom Herzen aus empfangen. Ist dagegen eine Vene verletzt, wobei das Blut langsam in gleichmäßigem Strom heraussickert, so ist das Glied unterhalb der Wunde zu verbinden, denn von den Venen fließt ja das Blut dem Herzen zu.

Mit Rücksicht auf das Vorkommen von **Cholera im Irak** hat Syrien eine Quarantäne für Autos, die vom Irak her kommen, vorgeschrieben, da die Landverbindungen mit Mesopotamien durch Syrien verlaufen. Es werden besondere Quarantänepässe ausgegeben für Reisende, die nicht choleraverdächtig sind. Die Behörden von Aegypten, Palästina und Syrien stehen mit der Regierung des Irak in Verbindung, um ein Uebergreifen der Seuche zu verhindern. Die ägyptische Regierung wird gegebenenfalls ein internationales Seucheninstitut in Alexandrien einrichten zwecks besserer Ueberwachung der Epidemien.

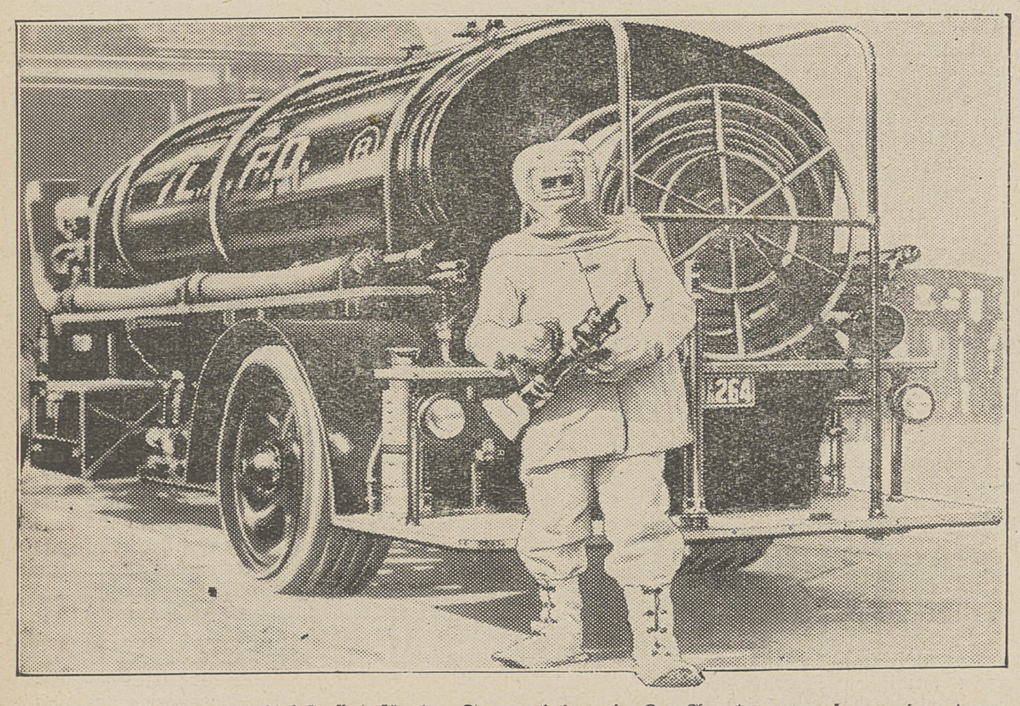
DIE · ZEITUNG · IM · BILD

Die Einweihung des Beinhauses von Douaumont.



Unter großen Feierlichkeiten wurde soeben auf dem Schlachtfelde von Douaumont bei Verdun das Beinhaus eingeweiht, in dem die Gebeine von 300.000 Gefallenen deutschen und französischen Soldaten aufbewahrt werden. Der nur zum Teil fertiggestellte Bau wird von einem 42 Meter hohen Turm überragt, in dem eine versilberte Glocke hängt. Unsere Aufnahme zeigt, wie 52 Särge mit den Gebeinen der auf den Schlachtfeldern bei Verdun gefallenen, aber nicht identifizierten Soldaten, in feierlichem Zuge in das Beinhaus gebracht werden.

Asbestanzüge für Feuerwehrleute.



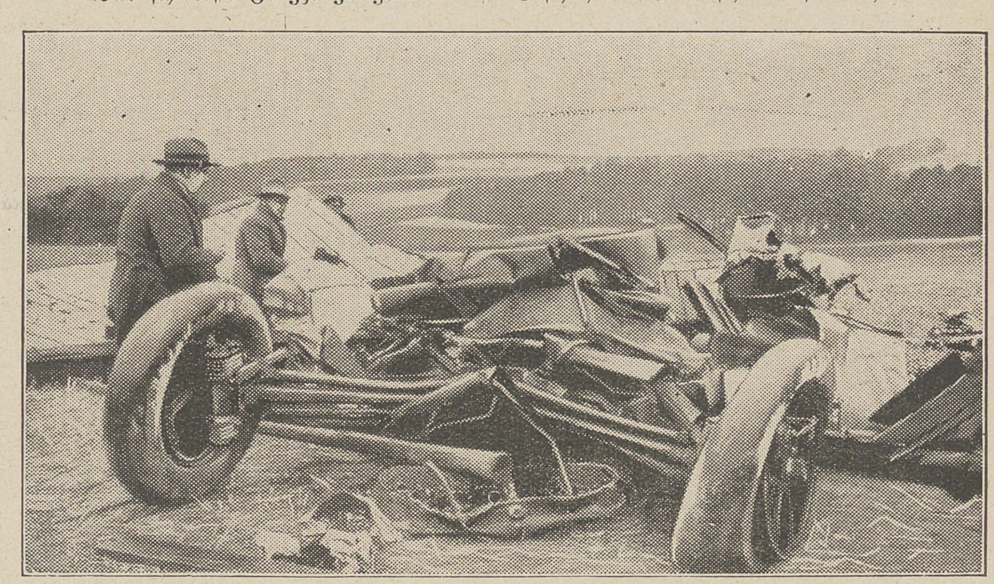
Besondere Anzüge aus Asbest sind für den Feuerwehrleute in Los Angeles entworfen worden, deren schwierige Aufgabe es ist, das Feuer zu bekämpfen, das häufig in den ausgedehnten kalifornischen Oelgebieten wütet. Der vor dem bei Oelbränden verwendeten Wagen stehende Feuerwehrmann, der vom Kopf bis Fuß in einem solchen Anzug steckt, ist vor der drückenden und erstickenden Hitze gut geschützt. Die Augen werden von einem besonderen Schild im Helm bedeckt.

Von der Prager Mustermesse.



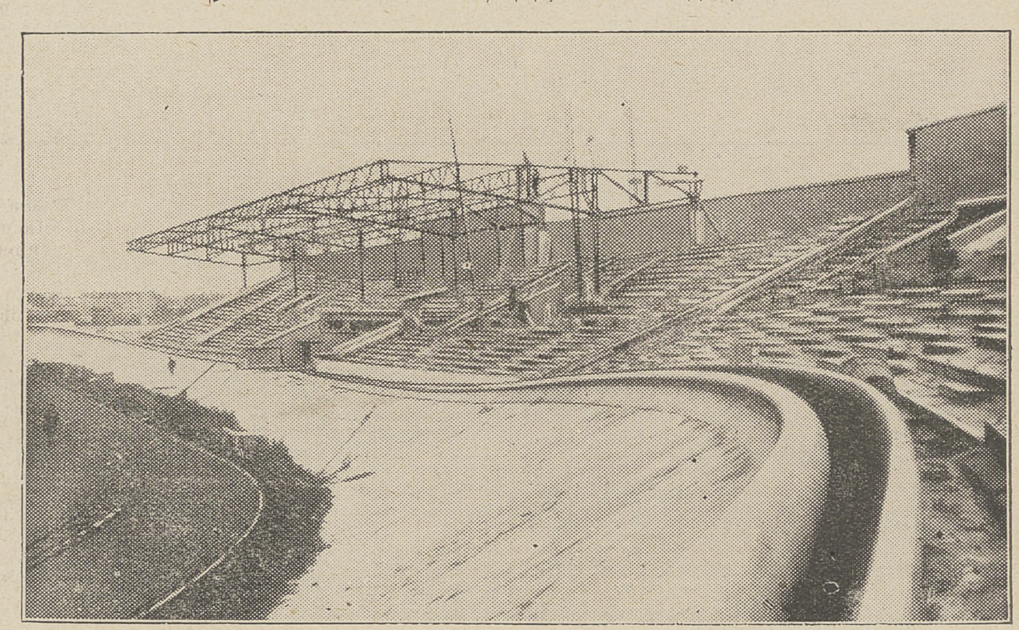
Tschechoslowakische Bäuerinnen im Nationalkostüm verkaufen die Erzeugnisse ihrer Hausindustrie.

Das schwerste Flugzeugunglück in der Geschichte des deutschen Luftverkehrs.



Das vollständig zertrümmerte Flugzeug, mit dem Botschafter Freiherr von Maltzan und fünf andere Personen abstürzten und getötet wurden.

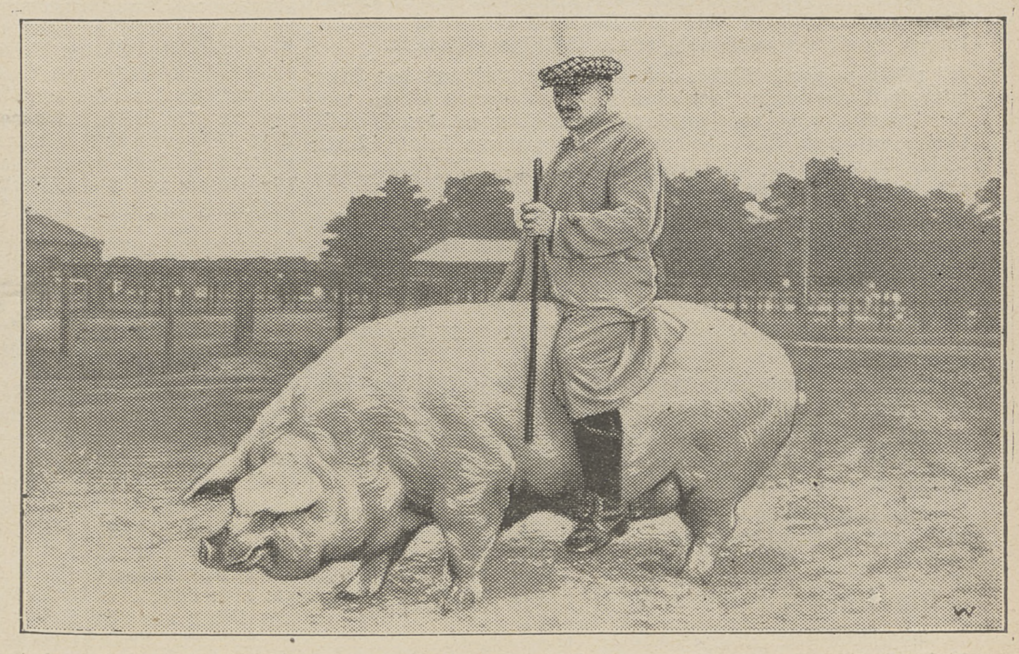
Hier werden 1928 die olympischen Wettkämpfe stattfinden.



Die Bauarbeiten des Olympischen Stadions in Amsterdam schreiten rüstig vorwärts. Unser Photo zeigt links die Leichtathletikbahn und die Fahrradbahn, rechts die große Marathon Tribüne und das Marathon-Tor.

Eine Tierschau in Berlin.

Ein über 8 Zentner schweres Edelschwein.



Die zweite deutsche Tiermesse wurde unter Beteiligung zahlreicher Besucher aus Berlin und dem Reiche sowie aus Oesterreich, Ungarn und der Tschechoslowakei eröffnet.

TECHNISCHE RUNDSCHAU

Sachgemäßes Glasschleifen.

Schlechter Glasschliff zeugt immer davon, daß der betreffende Betrieb nicht umsichtig genug geführt wird.

Die Schleifmethoden eines solchen Betriebes können nur durch Verwendung bester Schleifscheiben und -Maschinen verbessert werden. Das Schleifen soll zweierlei Nutzen haben: 1. die Entfernung von Ungenauigkeiten und Unebenheiten und 2. soll eine feine mattglänzende polierte Oberfläche erzielt werden.

In den meisten Schleifereien wird der Sandstein zum Schleifen benützt. Mit ihm läßt sich ein feiner Schnitt erzielen. Nur ist er schwierig herzustellen und nachzubearbeiten. Er besitzt auch keine genügende Bindekraft und Härte. Aus diesem Umstande kann auch nur eine geringe Umlaufsgeschwindigkeit gegeben werden. Die Leistung ist daher gering, die Abnutzung geht rasch vor sich.

Bedeutende Härten haben bekanntlich das Karborundum, Diamantin, die Karbosilite, in Verbindung mit Tonerde, das sogenannte Alundum, das Elektrorubin und viele andere. Diese künstlichen Schleifräder sind fest und hart, sie erreichen den Diamant. Durch sie ist das Schleifen auf eine höhere Grundlage gestellt worden.

Bei der Auswahl von Schleifrädern ist auf die Korngröße und auf das Bindemittel zu achten. Ein feiner Schliff wird stets mit weichen und feinen Schleifrädern erreicht.

Die Formen der Schleifräder müssen stets so genommen werden, wie der Schnitt verlangt wird. Im allgemeinen werden für Tiefschliffschnitte folgende Formen genügen: Flache für ein oder mehrere Kämme, Teller und Topfscheiben.

Beim Schleifen wirkt das Korn der Scheibe durch Reiben. Die Körner reiben feine Späne und Körner vom Glase ab, wie wenn das Wasser die dahinrollenden Steine abschleift. Beim trockenen Schleifen zermahlen sich die Körner nicht, das Stück wird daher nur zerkratzt und wenn es zu lange anhält, die Berührungsflächen durch Ueberhitzen gar angeschmolzen. Das Glas erhält dann ein zerkratztes, rötlich-graues unschönes Aussehen. Der abgeriebene Schleifstaub ist möglichst rasch und gut entfernt werden. Glas kann also immer nur naß geschliffen werden.

Der Schleifstein muß eine glatte Schneidefläche haben. Hervorstehende Körner müssen also mit der äußeren wagrechten Linie oder der Kreisfläche vollständig verrieben sein, desto besser schneidet der Stein. Beim Schleifen lösen sich die Reste der abgeriebenen Körner und dahinter treten neue, noch vollständige hervor. Die Schleifscheibe wird dadurch für das Glas zu rauh und muß neu geglättet werden. Eine Schleifscheibe bleibt daher niemals von selbst scharf; das letztere ist wohl für Eisen der Fall, aber niemals für Glas. Wenn die Schleifscheiben zu hart sind, gleiten sie über das Glas leicht hinweg und greifen es nur wenig an. Es heißt dann, die Scheibe schneidet nicht. Eine solche Scheibe läuft leicht unrund und gibt einen treppenförmigen Schnitt. Die Erfahrung lehrt hier am besten, wie hart die Scheibe auf ein bestimmtes Glas genommen werden soll. Bestimmte Normen bestehen hier nicht, auch keine feststellbaren Glashärten.

Sicher einstellen muß der Schleifer auf die richtige Umlaufsgeschwindigkeit die Schnittiefe und den zweckmäßigen Vorschub des Schleifstückes.

Die Umlaufgeschwindigkeit der Schleifscheibe muß nach ihrer Festigkeit oder Bindung, nach der Härte des zu schleifenden Glases, nach dem Zweck und dem Verfahren des Schleifens, nach dem Zustande des Schleifzeuges und der Größe des Schnittes auf dem Glase gerichtet werden. Härtere Scheiben werden rascher laufen gelassen, um die geringere Reibung durch eine größere Intensität zu ersetzen, weichere reiben von selbst stärker und können langsamer laufen. Kleinere werden schneller laufen gelassen als größere, um dieselbe Reibbahn in der gleichen Minutenzahl herauszubringen.

Auf grobkörnige Schleifscheiben darf mit keinem allzu starken Drucke eingestellt werden, da sonst die Körner leicht ausbrechen. Der Angriff der Scheibe soll nur ganz schwach erfolgen.

Wenn die gewünschte Schnittiefe erreicht ist, soll, ohne das Glas weiterzuschieben, die Scheibe noch einigemal darüber laufen, damit ein vollständig reiner Schliff erzielt wird.

Wenn zu wenig Wasser auf die Scheibe läuft und das Glas wird stark angedrückt, so werden die abgeriebenen Glas- und Sandteilchen nicht abgeschleudert, sie bleiben an der Schleifscheibe und dem Glase haften und verschmieren beide. Tritt dieses Verschmieren auch bei einem richtigen Schleifvorgange ein, so ist die Scheibe zu hart.

Eine verschmierte Scheibe muß unter Zufluß von viel Wasser neu ausgerieben, eine unrunde neu abgedreht werden.

Bei größeren Scheiben in Schleifmaschinen werden sog. Diamantdrehwerkzeuge — Supporte — angewandt.

Das Vorschieben des Glases hängt von dem zu erzielenden Schnitte ab.

Jede neue und auch die gebrauchten Schleifscheiben sind zeitweilig auf Sprünge zu untersuchen.

Das zu schleifende Glas darf niemals gegen die Drehrichtung der Scheibe, sondern mit der Drehrichtung an sie herangeführt werden. Sonst wird beides zerstoßen.

Die Schleifscheibe dreht sich stets sehr schnell und das Glas wird langsam gegen sie gedrückt und verschoben.

Neuzeitliche Bauten-Trocknung.

Die Lebensdauer eines Wohnhauses ist, — verglichen mit seiner Bauzeit, — natürlich so lang, daß die Betrachtung eines Spezialabschnittes der Herstellung kaum ins Gewicht zu fallen scheint. Da aber einerseits Bauten nur in der frostfreien Jahreszeit vorgenommen werden können andererseits bei der herrschenden Kapital- und Wohnungsnot schnellmöglichste Gestellung beziehbarer Räume im volkswirtschaftlichen Interesse liegt, zielen alle Bestrebungen des modernen Bauwesens auf tunlichste Verkürzung aller benötigten Arbeitsfristen. So wandte man auch der langwierigen Austrocknungszeit der Neubauten, dem Trockenstehen oder der sogenannten „Abbindezeit" besondere Aufmerksamkeit zu.

Früher suchte man notgedrungenerweise der durch den Wassergehalt des Mörtels bedingten Feuchtigkeit eines Neubaus so Herr zu werden, daß man, abgesehen von dem unwirtschaftlichen längeren Leerstehenlassen des Rohbaues, offene, eiserne Kokskörbe aufstellte, die durch die erzeugte Wärme im Verein mit der natürlichen Verdunstung das gewünschte Ergebnis herbeiführten. Die durch Verbrennung des Kokses erzielte Anreicherung der Luft mit Kohlensäure (CO_2) beförderte die zur Abbindung, — das heißt „Steinwerdung des Mörtels", — notwendige Umsetzung des ursprünglichen Kalkmörtels, . . . ein Vorgang der auf diese Weise langsam und unvollkommen vor sich ging, zumal die ungenügende Luftzirkulation eine schlechte Verbrennung des Kokses bedingte, wodurch das für den Menschen so giftige Kohlenoxyd (CO) entstand, welches im Verein mit der Feuergefährlichkeit der Kokskörbe manchen Unfall hervorrief. Dank dieser trotz Langwierigkeit nur unvollkommenen Austrocknung zählte das bekannte „Trockenwohnen" der ersten Mieter nicht gerade zu den Annehmlichkeiten; häufige rheumathische Schädigungen traten neben den Sachschäden durch verdorbene Eigentumswerte auf. —

Die moderne Technik suchte und fand auch hier einen Ausweg. Nach dem neuen heute geübten Verfahren intensiviert man den früheren Vorgang, indem man etwa das Prinzip des allbekannten „Föns", der Heißluftdusche, in entsprechend gigantischem Ausmaße anwendet. Die neuzeitliche Konstruktion besteht aus einem fahrbaren Ofen, in dem, wie bisher üblich, ebenfalls Koks zur Verbrennung gelangt. Ein kräftiger Ventilator bewirkt eine äußerst vollkommene Verbrennung, in dem er die Luft mit kräftigem Ueberschuß durch den Brennstoff hindurchsaugt. Dadurch wird zunächst jede Kohlenoxydbildung ausgeschlossen, die ja nur bei unvollkommener Verbrennung, also bei Sauerstoffmangel entsteht. Die erzeugten Verbrennungsgase haben nun eine Temperatur von annähernd 1300 Grad, die natürlich viel zu hoch für den beabsichtigten Zweck wäre! Deswegen wird gewöhnliche Frischluft den heißen Gasen beigemischt, so daß man ungefähr einen resultierenden Wärmegrad von 125 Grad erhält. Dieses so vorbereitete Luftgemisch, das einen im Verhältnis zur gewöhnlichen Luft erwünscht hohen Kohlensäuregehalt hat, wird durch den oben erwähnten Ventilator mit Hilfe eines Blech-Rohrsystems von beachtlichen Abmessungen in den Neubau gedrückt. Man geht dabei derart vor, daß man einen bestimmten Teil des Hauses, — etwa ein Treppenhaus mit anschließenden Wohnungen, — mit Brettern usw. fest verschalt. Durch den Ueberdruck gegenüber dem gewöhnlichen Luftdruck, — der etwa dem Gewicht einer Wassersäule von 20 Millimeter Höhe entspricht, — werden die warmen hineingedrückten Gase gezwungen, durch die Poren des Mörtels nach außen hindurchzutreten und können daher die ihnen aufgetragene Funktion der Austrocknung und Erhärtung des Mörtels bestens erfüllen. Zwecks Erzielung möglichst gleichmäßiger Austrocknung führt man die heiße Luft in die verschiedenen Etagen des Hauses gleichzeitig ein, wobei man die konstante zweckmäßigste Temperaturhaltung durch Regulierung des Frischluftzusatzes jeweils in der Hand hat. Natürlich bedarf man zur Bewegung dieser Luftmengen, das heißt also zum Antrieb des Ventilators, einer größeren Energiemenge, die je nach den Verhältnissen von einem Elektromotor oder einer Oelmaschine geliefert wird, die, wie der Ventilator, mit auf dem Gestell des fahrbaren Koksofens aufgebaut sind. Die ganze Einrichtung ist, — da gleichzeitig das Rohrsystem leicht zerleglich ist, — gut transportabel und ermöglicht in den betreffenden Räumen einen etwa stündlich achtzehnfachen Luftwechsel, der die Trocknung beschleunigt. Aus dieser Beschleunigung erhellt die wirtschaftliche Bedeutung der Anlage. Man kann ungefähr in vier Tagen den Erfolg einer gewöhnlichen Austrocknung von zwei Monaten Dauer erreichen, — ja man übertrifft diese sogar, was die Vollkommenheit des Erfolges anbelangt. Demgemäß kann auch das so behandelte Haus zwei Monate eher bezogen werden, ein pekuniärer und sozialer Vorteil, der die Kosten dieser maschinellen Austrocknung vollkommen ausgleicht, um so mehr, als bei der sorgfältigen Durchführung des Verfahrens die sonst oft später zutage tretenden Uebelstände einer nicht restlosen Feuchtigkeitsentfernung völlig ausfallen. —

Der modernen Technik ist es hier gelungen, auf einem Jahrhunderte alten Gebiete, dem des Hausbaues, Neues zu schaffen im Interesse von Zeitersparnis, Wirtschaftlichkeit und Volksgesundheit.

m. p. e.

Das Thermometer im Dienste der Seefischerei.

Abgesehen von Heringen und Makrelen, die an bestimmten Stellen in Schwärmen auftreten und in bestimmten Richtungen ziehen, sind heute noch die Fischer beim Suchen der Fänge in der See auf den Zufall und ihr gutes Glück angewiesen. Neue Versuche haben indessen so gute Ergebnisse geliefert, daß dieser Faktor der Unsicherheit bald als ausgeschaltet zu betrachten sein dürfte. Durch das Mittel eines besonders konstruierten Thermometers, das in das Seewasser versenkt wird, kann man nämlich feststellen, ob die angezeigte Temperatur dem Leben bestimmter Fischarten günstig ist, so daß man auf die Anwesenheit dieser Fische an einer bestimmten Stelle schließen darf. Man hat beispielsweise feststellen können, daß Kabeljau und Schellfisch nur in Tiefen anzutreffen sind, die eine Temperatur von 10 bis 12 Grad Celsius aufweisen. Dorsche und Kabeljau sind besonders empfindlich für extreme Temperaturen. Die Versuche erstreckten sich über Hunderte von Quadratmeilen und dürfen deshalb als zuverlässig gelten.

Das Ranzigwerden der Fette.

Nach den neuesten Untersuchungen des schweizerischen Chemikers H. E. Fierz-David beruht das Ranzigwerden der Fette oft nur auf den gemeinsamen Einfluß von Luft, Licht und Wasser, ohne Mitwirkung von Bakterien, wobei die ungesättigten Fettsäuren vom Typus der Oelsäure in Aldehyde und Säuren gespalten werden. Aber es gelang auch dem Schweizer Forscher, durch die Einwirkung von Schimmelpilzen Fett hydrolytisch zu spalten und aus ihnen die gleichen chemischen Oxydationsprodukte von spezifischem Geruch zu erhalten, die auch bei der Einwirkung von Wasserstoffsuperoxyd auf die Ammoniumsalze der gesättigten Fettsäuren nach der Synthese von Dakin entstehen. So konnten auch durch die Einwirkung von Penicillium glaucum auf Roquefort, Gorgonzola und Stiltonkäse die gleichen ketonartigen Verbindungen erhalten werden wie durch einfache Wasserdampfdestillation dieser Käsearten. Die Riechstoffe dieser Käse sind demnach durch diese Untersuchungen als normale Abbauprodukte des oben erwähnten Schimmelpilzes charakterisiert worden. Da bei dem Ranzigwerden der Fette praktisch immer Luft, Licht und Wasser einerseits und Schimmelpilze, wie vor allem Penicillium glaucum andererseits einwirken, so betrachtet Fierz-David das Ranzigwerden als einen Zustand, der in den meisten Fällen durch beide Faktoren hervorgerufen wird.

Technik in Arabien.

Langsam aber stetig beginn die Technik das Wunderland Arabien aus dem Dornröschenschlaf aufzurütteln, den es Jahrhunderte lang schlummerte. Der Hauch westlicher Zivilisation ist der Zauberstab, der die schlummernde Sultane erweckte, und ein ehrgeiziger und unternehmender Fürst, der Wahabitenkönig Ibn Saud, wird dafür sorgen, daß es wach bleibt. Schon hat der König zwischen den Hauptstädten Er Riad, Hail, Mekka und Medina einen Funkdienst eingerichtet und in diesen Tagen seine beiden Reiche, Nedjd und Hedschas, durch einen Funkspruch verbunden. Kraftwagen verkehren in Hedschas zwischen Mekka und der Küste des Roten Meeres sowie im Nedjd zwischen der Riad und dem persischen Golf. Die Technik ist es, die Arabien langsam aber sicher dem Verständnis für westliche Zivilisation entgegenführt; nur eine Grenze ist ihr gesetzt: die finanzielle Lage des Landes. Arabien wird vielleicht immer ein armes Land bleiben, aber die Bodenschätze, die es bietet, wird der Wahabitenfürst sicher ausbeuten. Wahrscheinlich wird sogar sein Reich sich westlichen Einflüssen schneller erschließen als Yemen, die „Arabia felix", ein Land, nach dem es den Europäer mehr zieht als nach Mittelarabien, in dem es aber trotz eifriger Werbung nicht recht vorwärts geht.

Wie man ein Zehnmillionstel Millimeter mißt.

Die Elektronenröhre, die beim Radio eine so große Rolle spielt, hat jetzt eine neue überraschende Anwendung erfahren, indem man sie zu einer überaus empfindlichen Meßvorrichtung ausbildete. Jeder Radioamateur weiß, daß bei ganz geringfügigen Kapazitätsänderungen im Röhrenkreis lautes Heulen und Pfeifen im Kopfhörer entsteht. Diese Erscheinung wird neuerdings dazu ausgenützt, eine sehr empfindliche Mikrometeranordnung zu bauen, die selbst ein Zehnmillionstel Millimeter zu messen vermag, also fast den Durchmesser eines Wasseratoms. Diese Meßvorrichtung kann durch geringe Aenderungen auch als Thermometer benutzt werden und gestattet dann, Temperaturschwankungen von einem Sechzehntausendstel Grad Celsius festzustellen. Die Erfindung beruht auf der Anwendung der Elektronenröhre, die überhaupt der messenden Wissenschaft noch größere Dienste leisten wird. Es wird immer klarer, daß die Elektronenröhre nicht nur für die drahtlose Telegraphie und Telephonie ein unschätzbares und durch nichts anderes ersetzbares Universalinstrument ist; auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft und Technik findet sie eine immer ausgedehntere Anwendung, besonders zur qualitativen und quantitativen Bestimmung physikalischer Eigenschaften. Es ist zu erwarten, daß uns die nächste Zeit in dieser Beziehung überraschende Neuerungen bringt.

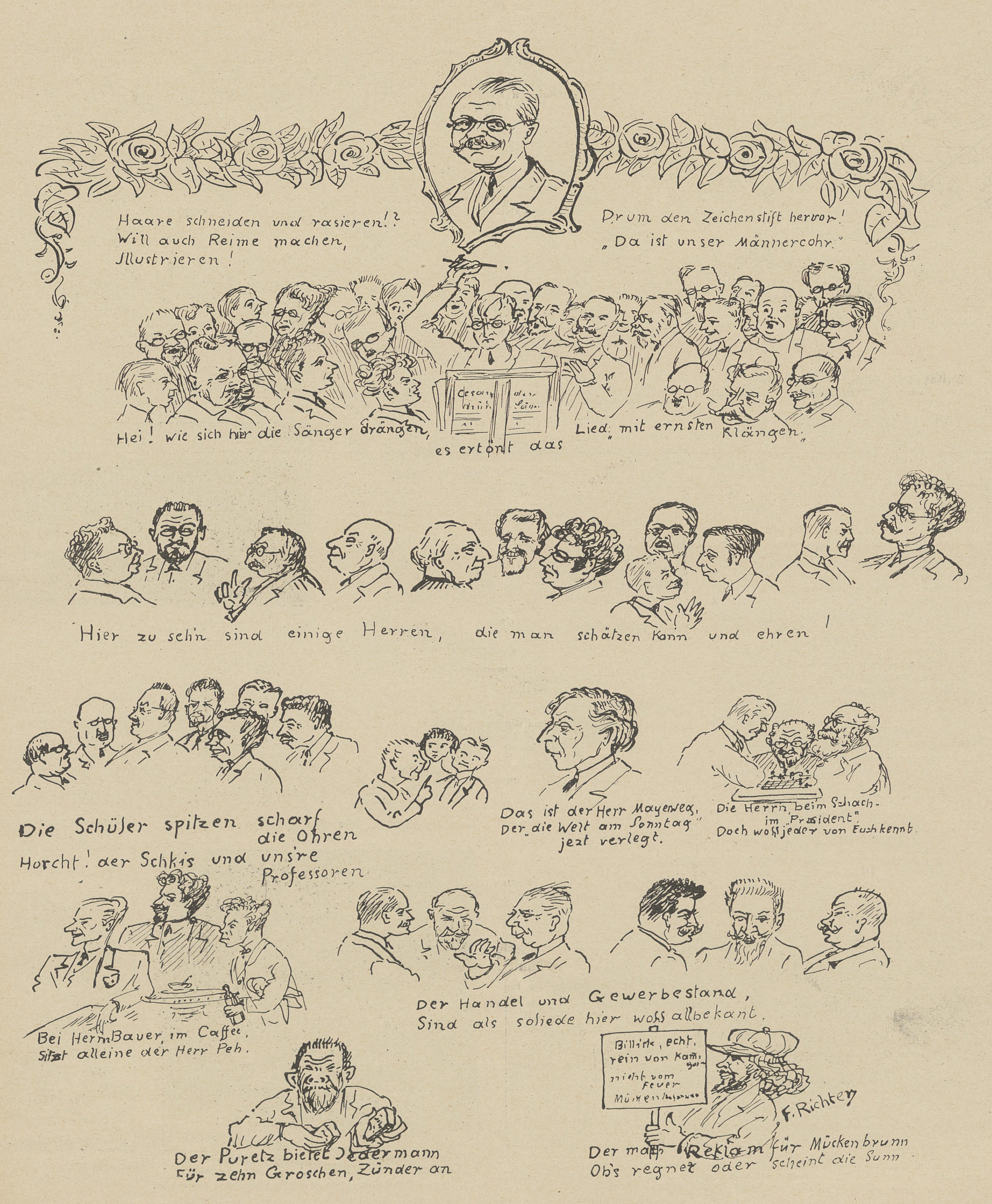
Eine bedeutsame Entdeckung auf dem Gebiete der Röntgenstrahlen.

Wie wir wissen, sind Röntgenstrahlen mit Lichtstrahlen wesensgleich und unterscheiden sich von ihnen nur durch ihre zehnmillionenfach kürzere Wellenlänge. Durch Glasprismen werden die Lichtstrahlen in ihre einzelnen Wellenlängen — „spektral" — zerlegt. Diese Zerlegung, auf der ein Teil der Spektralanalyse beruht, wird durch Brechung des Lichtes im Prisma hervorgerufen. Wie nun der schwedische Forscher Manne Siegbahn (Upsala) in den „Naturwissenschaften" mitteilt, ist es ihm gelungen, die Parallele zur Lichtotik auf dem Gebiet der Röntgenstrahlen aufzufinden: Siegbahn und seine Mitarbeiter haben zum erstenmal die Brechung der Röntgenstrahlen experimentell dargestellt. Die schon seit Jahrzehnten auf dieses Ziel gerichteten Arbeiten hervorragender Forscher waren bisher gescheitert. Mit Siegbahns Entdeckung erhält die physikalische Wissenschaft eine direkte Methode, die Anzahl der Elektronen verschiedener Atombahnen zu bestimmen. Untersuchungen dieser Art sind bereits im Gange.

Das höchste Gebäude der Welt.

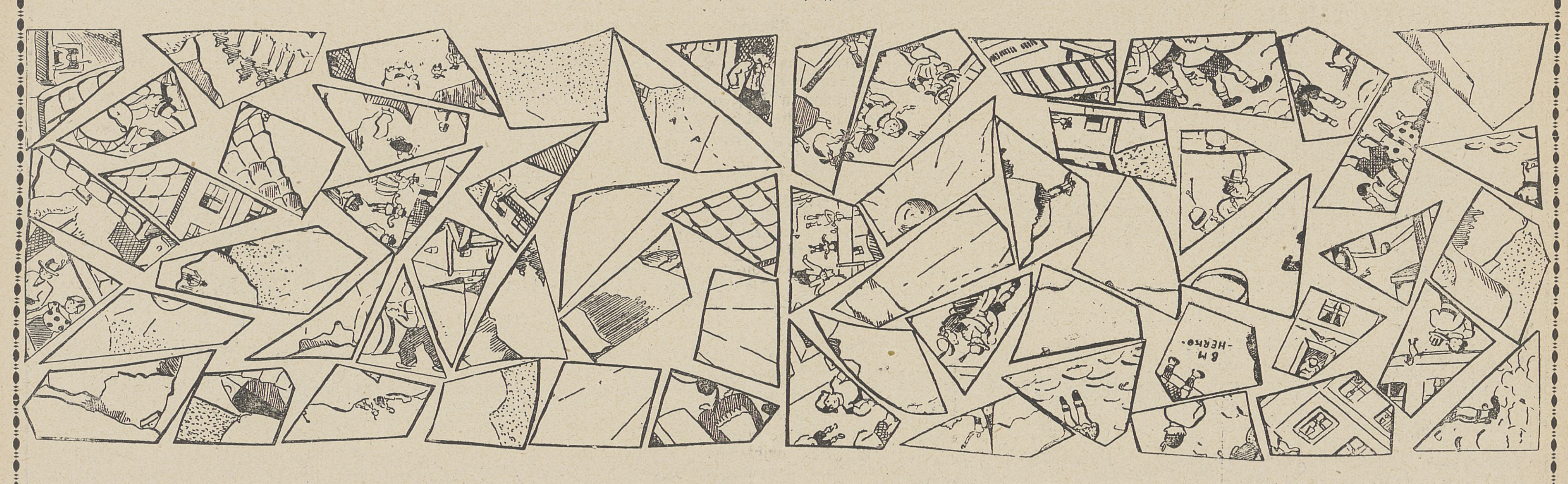
Die New Yorker Stadtverwaltung hat einer Baugesellschaft die Genehmigung erteilt in der 42. Straße einen Wolkenkratzer zu errichten, der nicht weniger als 110 Stockwerke haben wird. Das Gebäude das eine Höhe von 400 Metern erreichen soll, wird das höchste Bauwerk der Welt sein und den Pariser Eiffelturm um volle 100 Meter übertragen. Die Baukosten werden etwa 110 Millionen Mark betragen. 61 Fahrstühle zur Beförderung der Bewohner sind vorgesehen.

Bielitz-Bialaer „Prominente“.



Denksport

Unser neues Puffelspiel.



„Sommerfrische in Tirol“.

Auflösungen aus der Nummer von 11. September.

Wer hat gesiegt?

Es hatten im ganzen 13 Mitglieder gesiegt und zwar die Mitglieder mit den Vornamen Erich, Armin, Hermann, Erwin, Walter, Robert, Lorenz, Alwin, Georg, Ulrich, Otto, Anton und Leo. Die Namen waren in den Worten des Telegrammtextes enthalten, z. B. Sportb—erich—t; w—arm in der Sonne; Kraft—her mann—schaften; üb—erwin—den; Ge—walter—oberten; e—robert—en usw.

Der ratlose Student.

Die beiden Begriffsbestimmungen von „Staatsbankerott“ lauteten nach Ausfüllung der Lücken: „Staatsbankerott ist die Weigerung eines Staates, seine rechtlich unzweifelhaften Schuldverbindlichkeiten gegen Privatpersonen zu erfüllen, geschehe dies nun aus Unvermögen oder Unredlichkeit oder aus beiden Ursachen zugleich.“ Oder: „Staatsbankerott ist als vorliegend bereits anzunehmen, sobald ein Staat Maßregeln irgend welcher Art ergreift, durch welche er seine Lasten unter Schädigung seiner Gläubiger eigenmächtig zu vermindern sucht.“ — (Pflug, Staatsbankerott und internationales Recht 1896).

Auflösungen aus voriger Nummer.

Probieren geht über Studieren.

Streiche in der zweiten wagrechten Felderreihe den 3. und 4. Kreis von links aus; desgleichen in der dritten wagrechten Reihe den 2. und 4. Kreis von links; und endlich in der vierten wagrechten Reihe den 1. und 3. Kreis von links. Alsdann bleibt die Zahl der Kreise trotzdem in jeder Felderreihe gerade.

Staatsanwalt und Kreuzworträtsel.

Der Verteidiger der angeklagten Firma konnte dank seiner Geschicklichkeit folgende 29 Worte in die Figur eintragen:

Wagerecht:
von links nach rechts: Not, Made, ade, eher, her, er, nah, ah!
von rechts nach links. Ton, Edam, am, Rehe, Ehe, he! Han (erster Noteudrucker), an.

				B				
			N	O	T			
				R				
	A			G			O	
M	A	D	E	■	E	H	E	R
	R			G			L	
				R				
			N	A	H			
				S				

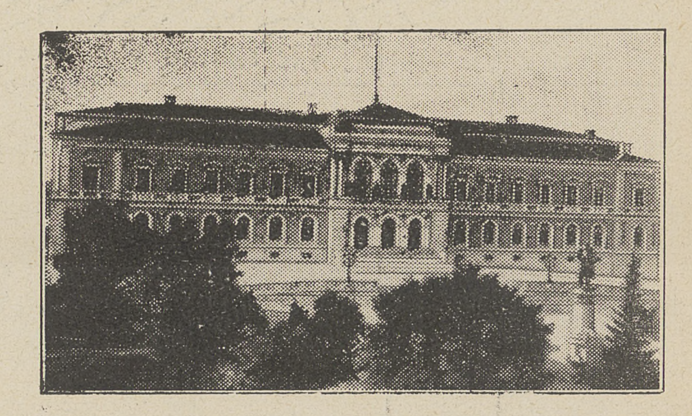
Senkrecht!
von oben nach uneen: Borg, Aar, ar, Oel, Gras, As.
von unten nach oben: Grob, Ob, Naa, Aa (Nebenfluß der Ems), Leo, Sarg, arg.

Haben Sie noch mehr Worte eintragen können? Dann schreiben Sie noch heute an den Staatsanwalt.

Kein Urweltungeheuer,
sondern nur eine gigantisch vergrößerte Biene.



450-Jahrfeier der Universität Upsala, der ältesten und größten Universität des Nordens.

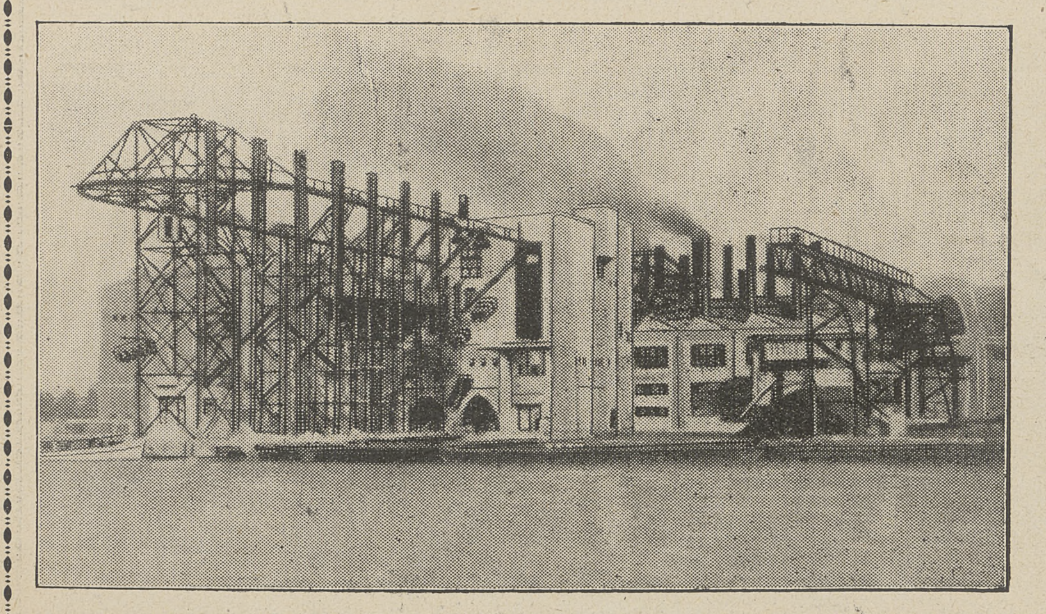


Die Universität Upsala, eine der ältesten der Welt, feiert in diesen Tagen das Fest ihres 450-jährigen Bestehens. Die Feierlichkeiten, an denen eine große Anzahl führender Persönlichkeiten des geistigen Lebens Europas teilnehmen, werden durch die Einweihung eines Denkmals für den Gründer der Universität, den Erzbischof Jakob Ulfsson, eröffnet werden.

Die Universitätsbibliothek von Upsala bewahrt u. a. eine wertvolle Handschrift der gotischen Bibelübertragung (Codex argenteus) des Ulfilas auf, die mit Silber und teilweise mit Goldschrift auf purpurgefärbten Pergament geschrieben ist.



Die modernen Müllverbrennungs-Anlagen Amsterdams.



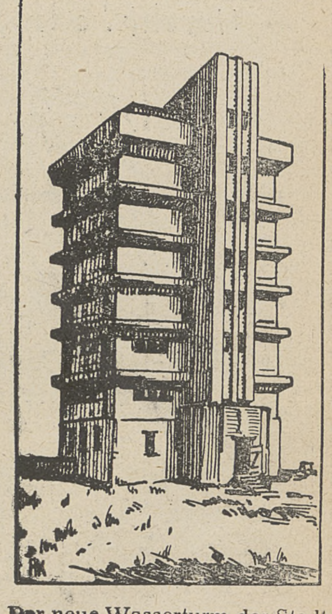
Die neuen Müllverbrennungs-Anlagen Amsterdams sind nach den neuesten modernsten Erfindungen auf diesem Gebiete eingerichtet. Die Vernichtung des Mülls geschieht durch Verbrennung und gut angelegte Ventilierungs-Apparate lassen keinerlei Geruch aufkommen.

Das Denkmal für die gefallenen Kraftfahrer



wird auf dem Fehrbellin-Platz in Berlin demnächst aufgestellt.

Der neue Baustil.



Der neue Wasserturm der Stadt Reichenbach i. V.

Sport

Meisterschaft der A-Klasse des Krakauer Kreises.

Zwierzyniecki K. S. Krakau — S. V Biala-Lipnik.

3:2 (1:0).

Z. K. S.: Kozmin, Solarz, Kolaczkowski, Gorczyca, Kutkowski, Dudek, Niemiec, Kusinek, Polak, Augustynowicz, Czapla.

S. V. B. L.: Szczygiel, Nieczas, Tomaszczyk, Moewald, Laske, Olszowski, Stanik, Navara, Reiter, Matera, Krispin.

Das Spiel der beiden Vereine, das für die Meisterschaft des Krakauer Kreises zählt, brachte wenig Erfreuliches und war der Typus eines echten Meisterschaftskampfes, der noch dazu von beiden Seiten mit einer Unzahl von größeren und kleineren Fouls geführt wurde. Biala-Lipnik mußte in diesem Spiel auf die Mitwirkung Tomaszczyks I. und Ozaist verzichten. Es machte sich das Fehlen dieser beiden Leute stark bemerkbar. Besonders letzterer war durch Laske, der ein sehr guter Flügelhalv ist, ganz unzureichend ersetzt, da Laske für die Zerstörung wohl genug zu leisten imstande ist, für den Aufbau eines Angriffes jedoch weniger übrig hat. Die stärkste Waffe Biala-Lipniks, der Angriff, war dadurch stark in Mitleidenschaft gezogen und ließ viel zu wünschen übrig. Auch das Spiel Reiters, das aus einer ganzen Serie von gröberen und leichteren Regelwidrigkeiten bestand, nützte seinem Verein weniger, als es ihm schadete. Es ist wirklich zu bedauern, daß ein Spieler, der technisch und taktisch gut ausgebildet ist, sich eine solche Spielweise zurechtgelegt hat. Aus Kameradschaftsgefühl sollte er dies unterlassen, da dadurch ein großer Teil der Arbeit, die die anderen Stürmer leisten, zunichte gemacht wird. Die Halvesreihe arbeitete sonst ganz gut, dagegen hatte die Verteidigung viel Arbeit, welche sie diesmal nicht immer zufriedenstellend erledigte. Hier war es wieder Tomaszczyk II., der eine überaus scharfe Note in das Spiel brachte und bei einem anderen Schiedsrichter wohl den Ausschluß erhalten hätte. Sein Gegenspieler hatte jedoch zumindest ebensoviel am Kerbholz als er, weshalb der Schiedsrichter beiderseits Nachsicht hatte. Der Tormann Biala-Lipniks war in diesem Spiel reichlich unsicher und ist zum Teil an der Niederlage seiner Mannschaft beteiligt. Sein Gegenüber zeigte sich zumindest um eine Klasse besser und ließ es gerechtfertigt erscheinen, daß die Krakauer „Wisla“ auf ihn Absichten hatte. Er hielt eine ganze Anzahl gefährlicher Schüsse in blendender Manier und wurde oft durch lauten Beifall ausgezeichnet.

Die Verteidigung der Krakauer war gut, auch die Halves konnten ihrer Aufgabe gerecht werden, dagegen ließ der Angriff in Bezug auf Schußvermögen ebenfalls viel zu wünschen offen. Die Mannschaft war flink und spielte hart auf den Mann, besonders der linke Verbinder machte sich ebenfalls durch fortwährende Regelwidrigkeiten bemerkbar. Im großen und ganzen waren beide Mannschaften gleich spielstark, für den Sieg der Krakauer war das sichere Spiel ihres Tormannes nicht zum geringsten ausschlaggebend.

Das Spiel leitete Herr Klimczak sicher, nur etwas zu uwenig energisch. Der Besuch des Wettspieles war gut.

B. B. Sportverein — K. S. Tarnovia, Tarnów.

2:0 (1:0).

BBSV.: Pezenka, Lober, Lubich, Gabrisch, Monczka, Tretiak, Hussak, Matzner, Ziembinski, Stürmer, Hönigsmann.

Tarnovia: Jachimek, Sliwa, Ziemian, Kobylarz, Boryczko, Golonka, Jachimek, Mikulski, Kozinski, Pazierkiewicz.

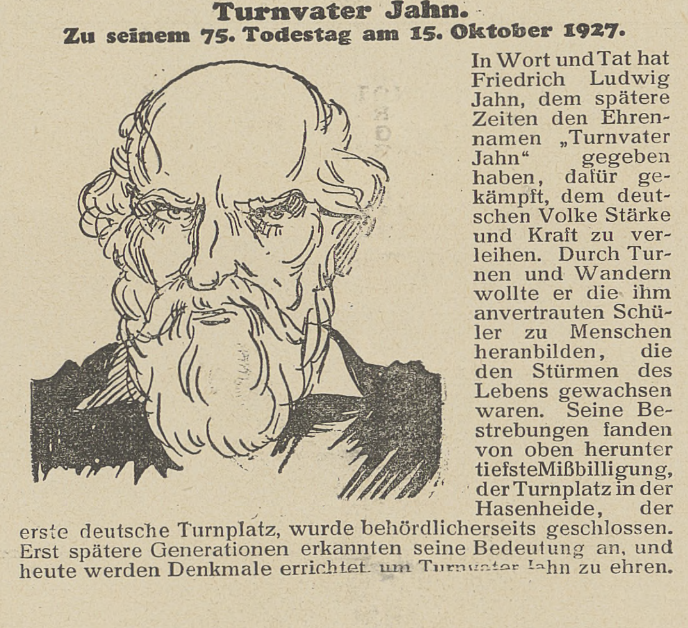
Der „BBSV.“ konnte in diesem Spiel zwei für ihn äußerst wichtige Punkte unter Dach bringen. Das erste Wettspiel gegen die „Tarnovia“ endete 4:2 für „Tarnovia“, wobei der „BBSV.“ nicht komplett antreten konnte. Das Resultat dieses Spieles entspricht dem Spielverlauf vollkommen, wobei es jedoch betont werden muß, daß die Tarnovia nur mit zehn Mann nach Bielitz kam und trotzdem den Heimischen einen ernst zu nehmenden Gegner abgeben konnte. Die Tarnovia stellte eine flinke und im allgemeinen fair spielende Mannschaft, von welcher die Verteidigung und die Halves den stärkeren Mannschaftsteil darstellten. Der Angriff ließ jedoch wenig Einheitlichkeit sehen und spielte zerfahren, wobei auch das Schußvermögen wenig entwickelt erscheint. Die Flügel versuchten es, den Angriff in Fluß zu bringen, mußten jedoch wiederholt an den guten Halves der Hausherren scheitern.

Der BBSV. spielte komplett und bot im allgemeinen eine ausgeglichene Leistung. Tormann, Verteidigung und Halves spielten wie immer gut. Im Angriff klappte es bis auf den linken Flügel ebenfalls. Besonders Hönigsmann machte sich durch eine Anzahl schöner Läufe bemerkbar. Matzner war schußfreudig, vergab jedoch durch Schußseligkeit eine Anzahl guter Chancen. Die BBSV.-Mannschaft gibt in ihrer jetzigen Zusammenstellung einen schwer zu schlagenden Gegner ab. Es verlautet leider, daß sie zwei ihrer Stützen und zwar Lober und Pezenka, die einrücken müssen, verlieren soll. Beide werden nur schwer zu ersetzen sein. Besonders an guten Tormännern mangelt es momentan beim BBSV. Das Spiel litt stark unter dem Sturm, der die mit dem Winde spielende Mannschaft jeweilig begünstigte. Der BBSV. wußte sich jedoch den Witterungsverhältnissen besser anzupassen und konnte auch gegen den Wind durch sein flacheres Spiel erfolgreich sein.

Das Spiel leitete Herr Gabrisch bis auf einige Fehlentscheidungen gut; der Besuch war ebenfalls ganz gut.

Turnvater Jahn.

Zu seinem 75. Todestag am 15. Oktober 1927.



In Wort und Tat hat Friedrich Ludwig Jahn, dem spätere Zeiten den Ehrennamen „Turnvater Jahn“ gegeben haben, dafür gekämpft, dem deutschen Volke Stärke und Kraft zu verleihen. Durch Turnen und Wandern wollte er die ihm anvertrauten Schüler zu Menschen heranbilden, die den Stürmen des Lebens gewachsen waren. Seine Bestrebungen fanden von oben herunter tiefste Mißbilligung, der Turnplatz in der Hasenheide, der erste deutsche Turnplatz, wurde behördlicherseits geschlossen. Erst spätere Generationen erkannten seine Bedeutung an, und heute werden Denkmale errichtet, um Turnvater Jahn zu ehren.

Meisterschaftstabelle der A-Klasse des Krakauer Kreisverbandes für Fußball.

Stand nach dem 25. September 1927.

Name des Vereines	Anzahl d. Spiele	gewonnen	verloren	unentschieden	Tore für	Tore gegen	Punkte	Plazierung
„Cracovia“, Krakau	9	7	—	2	31	6	16	I
„Tarnovia“, Tarnów	11	6	3	2	33	27	14	II
„Zwierzyniecki“ K. S. Krakau	9	4	3	2	18	22	10	III
„B. B. S. V.“ Bielitz	10	3	5	2	16	20	8	IV
„Makkabi“, Krakau	10	2	5	3	15	18	7	V
„Wawel“ Krakau	9	2	4	3	10	18	7	VI
„Biala-Lipnik“ Biala	8	1	5	2	13	25	4	VII

Tennisturnier Saybuscher Papierfabrik — S. C. Hakoah Bielitz 8:5.

Das am Sonntag, den 25. v. M. zwischen den beiden Tennissektionen ausgetragene Klubturnier brachte den Saybuschern abermals einen Sieg mit 8:5 Punkten. „Hakoah“ trat zu diesem Kampfe ohne Zieger, Steuer und Steiner auf, Saybusch ohne ihren besten Spieler, Dr. Halinski. Es gab trotzdem eine Anzahl spannender Kämpfe zu sehen, welche schließlich mit dem Siege der sich in diesem Jahre in glänzender Form befindenden Saybuscher endeten. Die einzelnen Konkurrenzen ergaben folgende Resultate:

Herreneinzelspiel:

Ing. Janowski — Winkler 4:6, 10:12.
Zgorski — Sternberg 6:2, 6:2.
Haber — Moschkowitz 4:6: 6:4, 7:5.
Goldmann — Ing. Drucker 3:6, 6:1, 3:6.
Munk — Glücklich 6:2, 0:6, 5:7.
Kropf — Kellermann 7:5, 6:2.

Herrendoppelspiel:

Ing. Janowski, Zgorski — Winkler, Moschkowitz 6:0, 5:7, 8:6.
Haber, Birnbaum — Ing. Drucker, Sternberg 2:6, 1:6.
Munk, Goldmann — Glücklich, Kellermann 6:1, 9:7.

Dameneinzelspiel:

Frl. Fußgänger — Fr. Nichtenhauser 6:3, 6:3.
Frl. Haber — Frl. Korber 6:1, 6:1.

Gemischtes Doppelspiel:

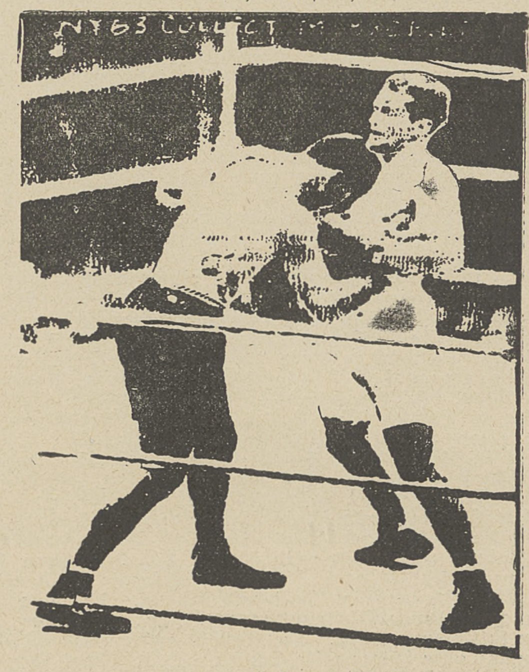
Frl. Fußgänger, Ing. Janowski — Fr. Nichtenhauser, Winkler 6:3, 4:6, 5:7.
Frl. Haber, Zgorski — Frl. Renard, Ing. Drukker 7:5, 6:2.

Tunney bleibt Weltmeister im Schwergewicht.

Der Kampf um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht in Chicago hat mit dem Siege des Titelhalters Gene Tunney geendet, der seinen Herausforderer Jack Dempsey, ebenso wie vor einem Jahre, nach Punkten schlug.

Das Wetter am Tage des Kampfes war kühl und bewölkt. Aus der Menschenmenge ragte wie eine Insel der von 35 Bogenlampen beleuchtete Ring, während um die ganze Arena herum zahlreiche Scheinwerfer den Kampfplatz beleuchteten. Diese Szene wurde noch seltsamer durch das Donnern der Flugzeuge über der Arena, in der Photographen und Zuschauer saßen. Unmittelbar über dem abgeschlossenen Ringraum befanden sich fünf Reihen von Sonderberichterstattern, alle von eigenen Photographen begleitet, die mit Hilfe von Ferndruckern Millionen von Worten an die Blätter im ganzen Lande verbreiteten. Auf drei Tribünen, die auf Stahlpfeilern in der Höhe des Ringes errichtet waren, standen dichtgedrängt Photographen und Kinooperateure, die ihre Bilder nach der Aufnahme an Seilen und Körben herunterließen, deren Inhalt mit Kraftwagen eiligst nach den Zeitungsbureaus befördert wurden. Die eingehendsten Vorkehrungen waren für die Rundfunkverbreitung getroffen. Es dürften 160.000 Besucher dem Kampfe beigewohnt haben.

Durch Radio übertragenes Bild vom Boxkampf Tunney-Dempsey.



Der Kampf endete mit sechs Runden für Tunney und zwei für Dempsey. Tunneys Punktsieg war einwandfrei.

Der Kleinsiedler.

Für Haus, Hof und Garten.

Schöne Wildstauden für den Garten.

Glocken- und Flockenblumen.

Dem Pflanzerfreund, der sich die Mühe macht, das Schönste auf den Fluren zu suchen, womit er seinen Garten schmücken könnte, bietet besonders reiche Ausbeute an verwertbaren Arten die Gattung der Glockenblumen. Die schönste von ihnen, wenn auch in der Blüte nicht die größte, ist wohl die kriechende Glockenblume (Campanula rapunculoides), eine reichlich Ausläufer treibende Pflanze mit 40 bis 80 Zentimeter hohen, unverzweigten Blütenschäften, die an der Spitze eine lange, nach einer Seite gerichtete Traube glockenförmiger Blüten von blau-violetter Farbe tragen. Diese entwickeln sich im Juli und August. Wegen ihres unterirdischen Wucherns wird die Pflanze im Garten leicht lästig, aber in Beeten, die jährlich gehörig umgegraben werden, kann man sie doch in Grenzen halten, wenn man die Ausläufer sorgfältig entfernt. In der Blüte wirkt die Pflanze sehr reizvoll, aus den langen Blütenstielen lassen sich schöne große Sträuße formen.

Die kriechende Glockenblume ist in ganz Deutschland verbreitet, in Wäldern, Gärten, Weinbergen und an Wegrändern finden wir sie. Wir können ihr jeden Boden anbieten, je besser er ist und je freigebiger wir düngen, desto schöner wächst die Staude natürlich.

Die größten Blüten bringt uns von den Glockenblumen die nesselblättrige Art (Camp. Trachelium), die ebenfalls überall in Deutschland in Wäldern und Gebüschen vorkommt. Sie wächst viel gedrungener als die kriechende Glockenblume, ihre 50 bis 80 Zentimeter hohen Blütenschäfte sind beblättert, die Blüten erscheinen von Juli bis September einzeln oder in kurzen, dreiblütigen Trauben in den Blattwinkeln. Die Farbe der großen Glockenblüten spielt zwischen dunkel- und hellviolett, vereinzelt findet man auch weiße Blüten. Dieser Art ähnelt sehr die breitblättrige Glockenblume (Camp. latifolia). Sie hat stumpfkantige Stempel und eiförmige Blätter im Gegensatz zu den scharfkantigen Stengeln und mehr herzförmigen Blättern der vorigen Art. Ihr Verbreitungsgebiet ist viel kleiner. Sie liebt Gebirgswälder und findet sich im Glatzer Schneegebirge, Altvatergebirge, Riesen- und Erzgebirge und im Harz, in Norddeutschland auch in der Ebene, so in Schleswig, Mecklenburg und Pommern. Weder die breitblättrige noch die nesselblättrige Glockenblume wird im Garten durch Ausläufer lästig.

Schwache Aehnlichkeit mit der kriechenden Glockenblume hat die Boloneser, ihre Blüten stehen aber in der Traube nicht einseitig, auch sitzen sie nur am oberen Teil der Traube einzeln, weiter unten dagegen in kleinen mehrblütigen Scheindolden. Die meterhohen Blütenstengel sind in ihrer ganzen Länge mit Blättern besetzt, die nach oben hin immer kleiner werden und zuletzt als Stützblätter für die Blüten dienen. Die Art wächst auf trockenem, rosigem Boden, an Abhängen, in Weinbergen usw. und bevorzugt Kalkboden, besonders im östlichen und nördlichen Teile des Reiches.

Völlig verschieden von den bisher erwähnten Arten ist die geknäuelte Glockenblume (Camp. glornerata), deren blaue Blüten sich an der Spitze des 30 bis 50 Zentimeter hohen Stengels zu einem Köpfchen zusammendrängen. Gewöhnlich sitzen in den zwei oder drei oberen Blattachseln noch kleine Blütenknäuel. Die Grundblätter sind gestielt, schmal, ei- bis herzförmig. Die Pflanze wächst auf trockenen Waldwiesen, an Wegrändern und Abhängen, namentlich auf Kalkboden, ist über ganz Deutschland verbreitet, aber nirgends häufig. Sie wird ihres Zierwertes wegen auch von Staudengärtnereien kultiviert.

Die geeignetste Zeit, die Glockenblumen an den Fundorten auszugraben und in den Garten zu pflanzen, ist der Herbst, wenn sie abzusterben beginnen. Im Sommer müssen wir sie dagegen erst in Töpfe setzen und darin einige Wochen pflegen, bevor wir sie ins freie Land bringen.

Aus der großen Zahl der Flockenblumen, die zu der botanischen Familie der Korbblütler gehören, seien hier nur zwei besonders empfohlen: die Bergflockenblume und die skabiosenartige Flockenblume. Die erste, Centaurea montana, bildet eine herrliche Staude, deren 30 bis 45 Zentimeter hohe, mit ungeteilten Blättern besetzte Stengel an der Spitze je einen großen kornblumenblauen Blütenkopf tragen. Sie kommt in Bergwäldern Mittel- und Süddeutschlands vor, ist aber nicht sehr häufig. Nach Norden endet ihr Gebiet am Harz. Im Garten wächst sie vortrefflich, sie blüht vom Mai bis in den Herbst hinein. Die skabiosenartige Flockenblume ist in ganz Deutschland verbreitet und wächst gern an trockenen Hügeln, Rainen usw. Sie wird 60 bis 120 Zentimeter hoch und hat verästelte Stengel, die große weinrote Blütenköpfe tragen. Sie erscheinen im Juli und August. Die aus dem Freien ausgegrabenen Flockenblumen müssen erst einige Zeit in Töpfen kultiviert werden. Die Anzucht aus Samen ist leicht, man bekommt aber schwer reife Samen, da die Vögel schon die unreifen aus den Fruchtständen fressen.

Kl. M.

Saatbehandlung des Winterweizens.

Eine der verbreitetsten und wirtschaftlich fühlbarsten Krankheiten der landwirtschaftlichen Kulturgewächse ist der Stein- oder Stinkbrand des Weizens. Den durch ihn jährlich entstehenden Schaden haben Sachverständige allein für die Provinz Sachsen auf über sechs Millionen Goldmark geschätzt. Es ist deshalb für den Landwirt von größter Wichtigkeit, dieser Erkrankung seiner Weizenfelder vorzubeugen. Das sicherste Mittel dafür ist die Saatgutbeize. Ungebeizter Weizen sollte überhaupt nicht ausgesät werden, weil fast jeder Weizen, auch anerkannter Saatweizen, etwas Steinbrand aufweist.

Von Steinbrand befallene Weizenähren fallen schon bald nach der Blüte durch blaugrüne Färbung auf. Die Halme der kranken Pflanzen sind häufig kürzer als die der gesunden. Auch die Aehren sind zuweilen etwas kürzer, bei Dickkopfweizen dagegen bedeutend länger. Anstelle der reifenden Weizenkörner findet man darin anfangs blaugrüne, später schmutziggraue Brandkörner, sogenannte „Butten“. Sie sind kürzer und dicker als Weizenkörner und manchmal fast kugelrund. Man nennt die Krankheit deshalb in vielen Gegenden auch Kugelbrand



Abb. 1: Gesunde Weizenähre. Abb. 2: Kranke Aehre. Abb. 3: Sporen von Brandpilzen. Abb. 4: Brandkörner.

Zerdrückt man unreife Butten, dann stößt man auf eine dunkelbraune, schmierige Masse, die deutlich nach Heringslake riecht.

Zur Reifezeit schimmern bei einigen Weizensorten die Brandbutten schwärzlich durch die Spelzen hindurch, bei anderen spreizen sich die Spelzen der kranken Aehren so weit auseinander, daß man die Brandbutten offen liegen sieht, während wieder bei anderen Sorten die gesunden und kranken Aehren in der Reife äußerlich kaum zu unterscheiden sind. Die Butten der reifen Aehren sind steinhart, daher der Name Steinbrand. Sie enthalten jetzt eine feste, schwarzbraune Masse, die beim Dreschen in ein feines braunes Pulver zerfällt, die kugelrunden Sporen des die Krankheit erregenden Pilzes. Das damit vermischte Mehl ist wegen seiner grauen Farbe und unangenehmen Geruches ungenießbar. Auch die Kleie aus stark brandigem Weizen wird beanstandet. Gesundheitsschädlich ist ihr Genuß allerdings nicht, wenn nicht gerade trächtige oder darmkranke Tiere davon fressen.

Sät man brandhaltigen Weizen aus, so werden die jungen Pflänzchen von dem Brandpilz befallen. Da dies bei niedriger Bodentemperatur stärker geschieht als bei höherer, empfiehlt es sich, im Herbst nicht zu spät und im Frühjahr nicht zu früh zu säen. Die einzelnen Weizensorten zeigen sich verschieden anfällig, Sommerweizen wird im allgemeinen weniger stark befallen als Winterweizen. Als besonders widerstandsfähig haben sich erwiesen Heils Dickkopf I, ferner Fürst Hatzfeld, Lübnitzer heller Weizen, Heines kurzhalmiger Squarehead und Hohenheinner 77.

Ueber die Beizung des Saatgutes zur Bekämpfung des Steinbrandes berichtet ausführlich Reg.-Rat Dr. E. Riehm in einem Flugblatt der Biologischen Reichsanstalt. Danach vermag keines der bisher bekannten Beizmittel in die Brandbutten einzudringen. Die in den Butten enthaltenen Pilzsporen bleiben daher trotz des Beizens lebensfähig und können eine Ansteckung hervorrufen, wenn die Butten in der Drillmaschine zerdrückt werden und die Brandsporen mit den Weizenkörnern in Berührung kommen. Es ist daher unbedingt notwendig, vor dem Beizen oder während des Beizens sämtliche Brandbutten zu entfernen. Bis zu einem gewissen Grade werden die Butten bei der üblichen Getreidereinigung durch Windfege und Trieur beseitigt. Eine restlose Entfernung der Butten gelingt, wenn sie in der Beizflüssigkeit abgeschwemmt werden.

Die Tauchbeize wird in der Weise durchgeführt, daß man in ein mit Beizflüssigkeit gefülltes Faß einen mit Sacktuch ausgeschlagenen Korb stellt und in diesem den Weizen unter beständigem Umrühren der Flüssigkeit langsam einrieseln läßt. Die etwa noch in dem Weizen befindlichen Butten steigen dann an die Oberfläche und können hier mit einem Durchschlag abgeschöpft oder durch Zugießen von Beizflüssigkeit abgeschwemmt werden. Nach Ablauf der Beizdauer, die für die einzelnen Beizmittel verschieden ist, wird der Korb mit dem Weizen herausgehoben und der Weizen zum Trocknen ausgebreitet. Die übrig verbleibende Beizflüssigkeit kann wiederholt benutzt werden, wenn man die verbrauchte Flüssigkeit durch Zusatz neuer Beizlösung ergänzt; diese neue zugesetzte Beizflüssigkeit muß aber doppelt so stark konzentriert sein, wie die zum Beizen vorgeschriebene Lösung.

Das Benetzungsverfahren, auch Haufenbeize genannt, darf nur mit sehr gut gereinigtem, buttenfreiem Weizen ausgeführt werden, weil bei diesem Verfahren etwa noch vorhandene Brandbutten nicht entfernt werden können. Man überbraust bei der Benetzungsbeize 100 Kilogramm Weizen mit 15—20 Liter der Beizflüssigkeit und schaufelt dann den Weizen beständig um. Die Beizlösung muß langsam über den Weizen gebraust werden, damit die gesamte Flüssigkeit von den Körnern aufgenommen wird. Nach etwa halbstündigem Umschaufeln wird das Saatgut noch mit Säcken überdeckt, die in der Beizlösung gewaschen und noch feucht sind; der Weizen bleibt so einer mehrstündigen Nachbeize überlassen. Geeignete Beizmittel für diese Behandlung sind Agfa-Saatbeize, Germisan, Kalimat B, Naßbeize Tillantin, Sepetien-Neu, Tillantin C, Urania-Saatbeize und Weizenfusariol.

Der gebeizte Weizen darf daher nicht wieder in die Säcke gefüllt werden, in denen er vor dem Beizen war, es sei denn, daß die Säcke ebenso lange wie der Weizen in die Beizflüssigkeit eingetaucht werden. Die Schaufeln, die etwa zum Einsacken des Weizens benutzt werden, sind ebenfalls zu desinfizieren. Der Boden, auf dem der gebeizte Weizen zum Trocknen ausgebreitet wird, muß vorher sorgfältig mit der Beizlösung gewaschen werden. In der Nähe des gebeizten Weizens darf kein brandhaltiger, ungebeizter Weizen liegen; keinesfalls darf der Weizen in dem Raum getrocknet werden, in dem er gebeizt wird. Die Drillmaschine ist vor der Aussaat zu desinfizieren; Kästen, Trichter und Fallröhren müssen sorgfältig mit Beizflüssigkeit ausgespült werden.

Eine Infektion des gebeizten Weizens durch im Erdboden ruhende Sporen ist im allgemeinen nicht zu befürchten, weil die Stinkbrandsporen nicht lange im Boden lebensfähig bleiben. Die Gefahr einer Infektion vom Boden aus besteht nur, wenn Winterweizen auf ein Feld gesät wird, in dessen Nähe wenige Wochen vorher stark brandiger Weizen gedroschen worden ist.

Falsche Ernte / verdorbenes Obst.

Die Früchte der Obstbäume reifen nicht alle zur selben Zeit. Pflücken wir einen Baum, z. B. eine gute Sommerbirne, auf einmal völlig kahl, so finden wir mehrere Tage später etwa drei Fruchtzustände: manche Birnen sind mehlig oder teigig, also überreif, andere welk, aber hart, rübenartig (unreif), und vielleicht die Hälfte der Früchte zeigt durch die gewünschte schmelzende Saftigkeit und Würze an, daß sie baumreif, d. h. zur richtigen Zeit geerntet war.

Folgen wir diesem Fingerzeige, den uns der Baum gibt, und pflücken wir also die Früchte nach und nach, mindestens in drei Zeitfolgen. Wir haben dadurch den großen Vorteil, für jede einzelne Frucht die richtige Pflückezeit besser zu treffen und den Baum für seine weiteren Aufgaben zu schonen.

Ein Obstbaum, der monatelang seine Früchte treulich mit Nährstoffen versorgte und nun plötzlich durch Gewalt sämtliche Früchte verliert, muß im Saftumlauf gestört und in seiner Gesundheit und Ertragfähigkeit geschädigt werden.

Bei großen alten Hochstämmen läßt sich das Pflücken freilich schwer oder gar nicht in mehreren Folgen durchführen, und bei minderwertigem Wirtschaftsobst lohnt sich der größere Arbeitsaufwand nicht. Bei wertvollen Sorten und kleinen Baumformen sollte man sich die Ernte in Absätzen aber zur stren[illegible] Regel machen. Zuerst werden die Früchte geernt[illegible] weitesten nach außen hängen, daher von Licht, Luft und Sonne getroffen wurden; sie sind am vollkommendsten ausgebildet und gefärbt und zuerst baumreif. Mehrere Tage später kommen von den hängengebliebenen Früchten wieder die vollkommensten an die Reihe, und wieder mehrere Tage später der ganze Rest, meistens Früchte im Schatten, die anfangs noch grün und unreif waren.

Diese Einteilung vergrößert auch die Ernte: die Gesamtmenge der Früchte wird gleichzeitig besser und das Gesamtgewicht der Ernte oft um 20 Prozent vermehrt. Die zurückgebliebenen Früchte können noch so groß und voll auswachsen wie die vom ersten und zweiten Pflücken, weil der Baum von Teilernte zu Teilernte mehr Kräfte für die am meisten zurückgebliebenen Früchte freibekommt.

Wie trocknet man Pilze?

Um Pilze für den Winterverbrauch haltbar zu machen, braucht man sie nur zu trocknen. Am besten eignet sich hierzu der Steinpilz, aber auch der Pfifferling und alle anderen eßbaren Pilze können getrocknet werden. Man wähle nur wurmfreie und junge Pilze aus. Nachdem sie gereinigt und geputzt sind, schneide man sie in ungefähr zentimeterstarke Scheiben. Bei älteren Pilzen tut man gut daran, die Haut auf dem Hut und die Röhren- oder Blätterschicht darunter zu entfernen. Die geschnittenen Pilze breite man in einer dünnen Schicht auf einer sauberen Unterlage an einem geschützten, aber luftigen und möglichst sonnigen Orte zum Trocknen aus. Nachdem sie hier gut getrocknet sind, dörre man sie vollständig bei mäßiger Wärme in einem Back- oder Bratofen. Die Pilze gewinnen dadurch an Wohlgeschmack. Besonders schön geraten sie, wenn man eine Darre benutzt. Man hüte sich aber davor, sie zu hart trocknen zu lassen, da sie dann schwerer weich kochen. Wer nur kleine Mengen zum Trocknen zur Verfügung hat, kann die Pilzscheiben auch auf Fäden ziehen und sie dann im Freien von der Sonne trocknen lassen. Bei feuchtem Wetter bringe man die Pilze gleich in den Backofen, da sie an der Luft leicht Maden bekommen und verderben.

Kamelien wollen sorgfältig behandelt sein.

Kamelienfreunde hört man oft klagen, daß ihre Pfleglinge die Knospen, zuweilen sogar die Blätter, abwerfen. Will man diese Pflanzen im Wohnzimmer und zwar im Winter zur Blüte bringen, dann müssen sie fortwährend im Zimmer bleiben. Stellt man sie auch nur einige Wochen ins Freie oder im Herbst mit vorgeschrittenen Knospen in ein kälteres Zimmer, so werfen sie, wieder ins warme Zimmer gebracht, sicher die Knospen ab. Ueberhaupt darf der Standort im Zimmer nie gewechselt werden, wenn sie blühen sollen. Es empfiehlt sich nicht, im Winter Kamelien vor der Blüte mit Knospen zu kaufen, man müßte sie denn in ein frostfrei gehaltenes Blumenzimmer bringen. Kauft man eine schon aufgeblühte Pflanze, so stelle man diese an den kühlsten Platz des Zimmers, gebe einen Untersatz zum Auffangen des Gießwassers und hänge des Abends ein feuchtes Tuch darüber bis zum Morgen, befeuchte auch zuweilen die Pflanzen, indem man mit der Hand fest über eine nasse Bürste streicht, wodurch feinster Wasserstaub erzeugt wird. Wenn zwei Blumen nebeneinander sitzen, von denen die eine noch nicht blüht, so schneide man die blühende mit einem scharfen Messer ab, sobald ihre erste Schönheit vorüber ist, damit die andere sich ausbilden kann. Bei solcher Behandlung wird man sich lange Zeit an schöner und langer Blüte erfreuen können.

Sehr wichtig ist auch das Begießen mit abgestandenem zimmerwarmem Wasser. Dieses darf niemals verabreicht werden, wenn die Erde noch feucht ist, weil dann leicht Wurzelfäule entsteht. Auch darf kein Wasser im Untersatz des Topfes stehen bleiben. Jede Wurzelstörung dieser Art während der Knospenentwicklung führt ebenfalls zum Abwerfen der Knospen und Blätter.

DER HAUSWIRT STRAHLT: „PÜNKTLICHE MIETEZAHLER!“ (JA, SOWAS GIBT ES AUCH NOCH!)

EIN GRUND ZUM FEIERN, WENN DER 1. OKTOBER AUSGERECHNET AUF DAS WOCHENENDE FÄLLT!

1 Oktober

DER VILLENBESITZER UND SEINE BESUCHER AM 1. OKTOBER – ALLES WILL GELD! –

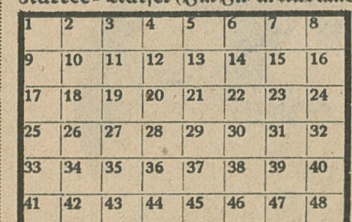
DIE NEUE PERLE: „DA WÄREN WIR NUN FRAU LEHMANN, MIT DEM HANDGEPÄCK, DAS GROSSE GEPÄCK UND DAS MOTORRAD KOMMEN MORGEN –“

ALTER LEHRLING ZUM NEUEINTRETENDEN: „WENN SE SICH GUT EINARBEITEN, HABEN SE'S BEI MIR PRIMA!“

„HALT JEJEN, WILLEM, JANZ WIE CHAMBERLIN, MIT EENEN KLEENEN BRUCH NE JLATTE LANDUNG!“

DER NEUE ZIMMERHERR: „WISSEN'S, I BIN A GUATE SEEL' ABA AUF ORDNUNG HALT I – AUF ORDNUNG – BEI EUCH MANNSLEUT!“

Karree-Rätsel (Im In- u. Ausland gesetzl. gesch.)



Es sind 13 Wörter von untenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karos gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben ein Zitat von Rückert. A. Le.

1. Polarforscher 21 19 5 28 44 11
2. Gebirge in Südamerika 19 17 22 36 5
3. englischer Schriftsteller 39 34 19 12
4. sagenhaftes Land 40 34 2 37 36
5. norwegischer Schriftsteller 30 19 43 6 2 20
6. Schiffsteil 30 13 33 18
7. deutscher Philosoph 10 2 29 18 47 27
8. biblischer Berg 31 8 48 19 32
9. Papstname 2 24 38 19 9
10. Stadt in Frankreich 14 26 8 25 28
11. Gebäck 15 23 46 31
12. deutscher Physiker 41 2 1 35 7 9
13. Storchengattung 3 16 4 30 42 45

Geographisches Gitterrätsel



Die Buchstaben ergeben richtig geordnet wagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Eisenbahntunnel in der Schweiz, 2. Gebirge in Italien, 3. berühmte Stadt im alten Griechenland. H. Schm.

Höhere Chemie

„Nun, lieber Freund, hast du sondiert? Reagiert meine Angebetete auf meine Werbung?“ „O ja, aber sauer!“ Kü.

Kreuzworträtsel

1		2	3	■	4	5		6
	■	7					■	
8	9			■	10		11	
12				■	13			
■		■	■	■	■	■		■
14		15	16	■	17	18		19
20				■	21			
	■	22					■	
23				■	24			

Wagerecht: 1. alttestamentliche Gestalt, 4. französische Anrede, 7. Fluß in Polen, 8. Vorschulklasse, 10. Schafkamel, 12. Prophet, 13. Land in Asien, 14. französische Stadt, 17. Stadt in Thüringen, 20. Verpackungsgewicht, 21. biblische Gestalt, 22. assyrische Göttin, 23. Göttin der Kunst, 24. Roman von Zola. Senkrecht: 1. Mädchenname, 2. Bezeichnung für „im Jahre“, 3. Fluß in Westeuropa, 4. hebräisches Musikzeichen, 5. russischer Vorname, 6. Stadt in Holland, 9. griech. Buchstabe, 11. Himmelsspeise, 14. kleinste Einheit, 15 Göttin der Zwietracht, 16. Gesichtsteil, 17. französischer Männername, 18. jüdischer Gesetzgeber, 19. Festraum d. Schule. A. v. U.

Geograph. Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8 Provinz in Spanien
2 7 6 8 7 Fluß in Frankreich
3 6 7 8 3 2 6 8 Stadt in China
4 8 8 1 Stadt in Westfalen
5 1 2 3 1 3 3 Stadt in Baden
6 8 2 3 7 5 Nebenfluß vom Pregel
7 2 2 7 8 Stadt im Ruhrgebiet
8 1 4 7 8 deutsche Funkstation

Die Anfangsbuchstaben der Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, gleichfalls den Namen der spanischen Provinz. W.

Aus Küche und Wald (viersilbig)

Aus Dreivier ist nicht mein Einszwei;
Wär' er's, so ging' er nicht entzwei!
Das Einszweidreivier bringt fürwahr
Freund Reinecke oft in Gefahr. Dr. B.

Besuchskartenrätsel

Guste Wrenk
Berlin

Welchen Beruf hat diese Dame? C.

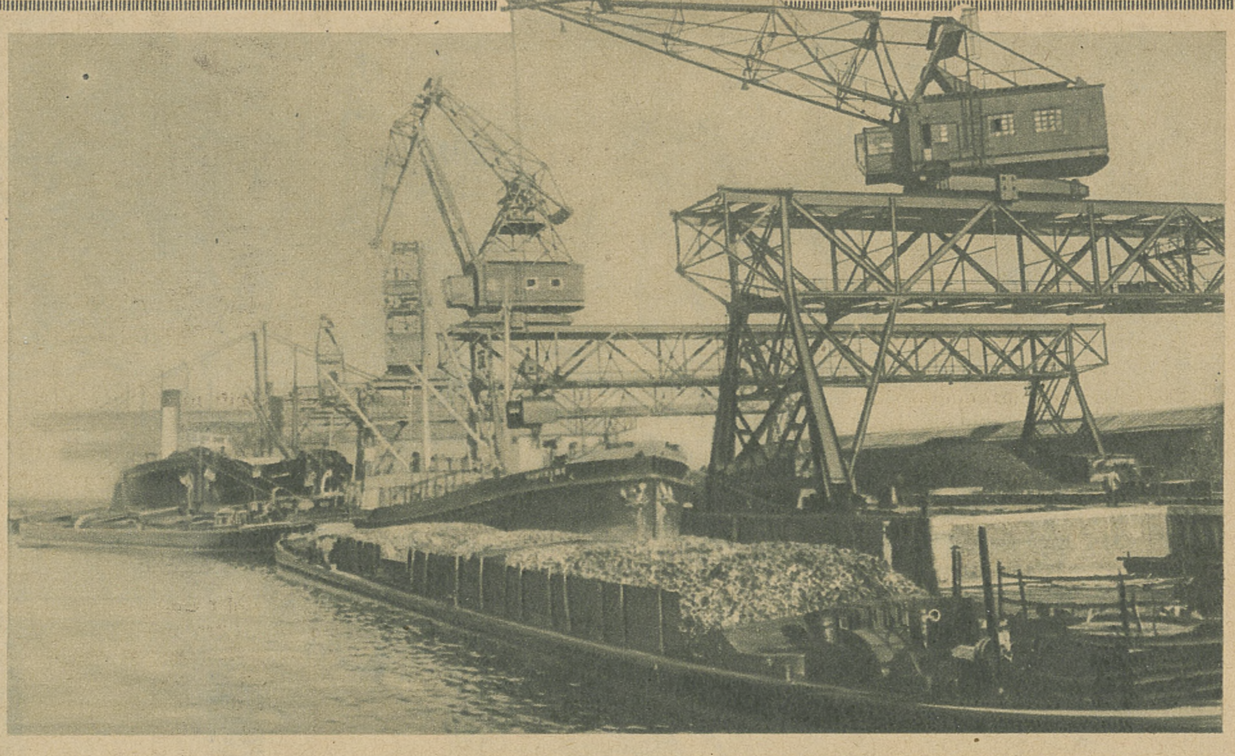
Auflösungen aus voriger Nummer:

Silbenrätsel: 1. Sekunde, 2. Palmarum, 3. Achenbach, 4. Reseda, 5. Sudeten, 6. Aragonien, 7. Mahagoni, 8. Kanone, 9. Eberesche, 10. Iltis, 11. Taunus, 12. Idaho, 13. Suppenkaspar, 14. Tannenberg, 15. Eleonore, 16. Irrgarten — „Sparsamkeit ist eine große Einnahme.“ Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Jupiter, 8. Los, 9. Rebe, 11. da, 12. Ill, 13. Ar, 14. Anis, 16. Emil, 18. Illo, 21. Elen, 22. e, e, 24. Pan, 25. le, 26. Lama, 28. Tal, 30. Ilmenau. Senkrecht: 2. Ulan, 3. Po, 4. Isis, 5. Erle, 6. Re, 7. Zerline, 10. Bai, 11. Daniela, 15. Ill, 17. Mal, 19. Lea, 20. Opal, 21. Ente, 22. Ella, 27. Mi, 29. an.



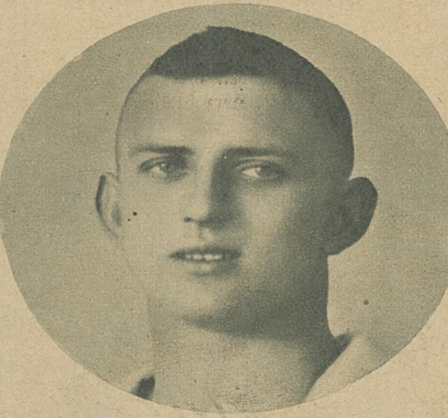
Presse-Photo

Der 18jährige Komponist Erwin Dressel, Hannover, hat eine Oper komponiert: „Armer Columbus“, die von dem Staatlichen Theater in Kassel zur Uraufführung erworben wurde. Der jugendliche Komponist, der am Städtischen Schauspielhaus Hannover als Kapellmeister tätig ist, hat schon als 14jähriger die Musik zu Shakespeares „Wie es Euch gefällt“ geschrieben



25 Jahre Großschiffahrtshafen in Emden. Der Hafen dient heute hauptsächlich als Verladehafen für Kohle und Erz. Die Verladebrücken für Erz und Eisen am Umschlagshafen von der Westseite Presse Photo →





Der Elektromonteur Ewald Riebschläger-Zeitz (Schwimmverein Zeitz) errang kürzlich in Bologna die Europa-Meisterschaft im Kunstspringen und wurde Zweiter im Turmspringen. Die gesamte Bürgerschaft seiner Heimatstadt ehrte den Dreiundzwanzigjährigen durch einen eindrucksvollen Fackelzug Foeppel, Zeitz

*

Rheinischer Basalt. — Wie gesetzmäßig die Natur arbeitet, sieht man an den im Bilde gezeigten Säulen des Willscheiderberg-Basaltbruches bei Linz a. Rh. — Der bekanntlich aus Lava hervorgegangene Basalt zeichnet sich durch besondere Härte und Unabnutzbarkeit aus, er wird deshalb vornehmlich für Pflaster- und Sockelsteine verwendet Technophot

←



Eine gefährliche Filmaufnahme, bei der ein Gebäude mit Pulver in die Luft gesprengt wurde. Man sieht, daß die Schauspieler kaum Zeit hatten, sich vor den herumfliegenden Splittern und Balken zu retten Scherl





Nicht Zwillingsschwestern, sondern die reizvolle Filmschauspielerin Jenny Jugo mit ihrem Spiegelbild in dem neuen Phoebus-Film „Die indiskrete Frau“

Vom letzten Erdbeben in der Krim. Die Bewohner der zerstörten Stadtviertel von Jalta nächtigen auf der Straße ← Graudenz

Z Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Verlags- und Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Ulrich v. Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf 1927—40

Die Pfeife

von Heinrich Binder

Textillustrationen: Erich Wilke

Ein Seemann raucht bekanntlich gerne Pfeife und lügt nie.

Dieser Satz ist notwendig zur Erklärung der folgenden Geschichte.

Unser Schiff, eine stattliche Barke, lag im Hafen von Singapore. Eines Abends ging ich in die Koje meines Freundes und Kollegen, der den kerndeutschen Namen Gerhard trug.

Gerhard hatte als Steuermann eine geräumige Koje an Backbordseite, um die wir ihn alle beneideten. Er war es daher gewohnt, oft Besuch zu empfangen, zumal er ein verträglicher Mensch



war, der außerdem vieles gesehen hatte und daher auch viel erzählen konnte. Als ich in die Koje kam, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Ein feiner bläulicher Zigarettenqualm hüllte nämlich den Raum in vollständigen Nebel ein. Man denke sich Gerhard, der fortwährend eine kurze Pfeife im Munde hatte, mit Zigaretten! Gerhard, diesen echten, wetterharten Seemann, den man sich ohne Pfeife überhaupt nicht denken konnte!

Ich fragte ihn sofort nach dem Grunde dieses höchst sonderbaren Umstandes.

„Ich habe meine Pfeife vor einem Monat im Hafen von Colombo aus Unvorsichtigkeit über Bord fallen lassen."

Gerhard sagte es ohne Erregung. Ich hasse die Menschen, die ein solches Unglück mit stoischer Ruhe hinnehmen. Trotz dieses für ihn herben Verlustes schien Gerhard nicht trauriger zu sein, als wenn er zum Beispiel seine Schwiegermutter verloren hätte. Ich antwortete daher mit Kühle:

„Du scheinst Dein Unglück aber leicht zu tragen! Du hast Dich ja schnell zu trösten verstanden!"

„Nein, bester Junge, ich bin nicht gefühlsroh. Ich würde den Verlust selbstverständlich gebührend betrauern, wenn ich nicht die feste Gewißheit hätte, daß sich die Pfeife wiederfinden wird. Ich weiß auf das bestimmteste, daß mir eines Tages die Pfeife wieder überreicht werden wird."

Bei diesen Worten glitt ein glückliches und mildes Lächeln über seine Züge, so daß sein Gesicht in diesem Augenblick fast schön zu nennen war. Wer Gerhard kennt, wird dieses bemerkenswert finden.

„Vor zehn Jahren", so begann er mit weicher Stimme, in der es wie leise Erinnerung zitterte, „kaufte ich mir diese Pfeife in Hamburg. Sie war gerade nicht schwungvoll gebogen, auch fehlte jede Verzierung daran. Aber Du weißt, ich bin für das Einfache. Und gerade durch diese Einfachheit wuchs mir diese Pfeife so sehr ans Herz. — — Nach vierzehn Tagen hatte ich sie zum ersten Male verloren. — Ich zeigte den Verlust in drei Blättern an. — Es half



nichts. — Ich fragte jeden Menschen, mit dem ich zusammenkam, ob er meine Pfeife nicht gesehen hätte. — Ich wurde schließlich für verrückt erklärt. — Jeden Menschen, der eine Pfeife rauchte, sah ich starr an in der Hoffnung, mein Juwel in seinem Munde zu entdecken. — Alles war vergebens. — Wer wird sich auch schließlich um eine einfache Pfeife kümmern! — Und doch bekam ich sie wieder!

Ein alter Schiffer, dessen Schiff neben dem unsern lag, kam mit zu mir an Bord. Er hatte von meinem Verluste gehört und brachte mir die Pfeife wieder. Ich umarmte ihn, schenkte ihm eine größere Summe und versprach ihm, seiner in meinem Testamente zu gedenken. Er danke und sagte mir noch, daß er die Pfeife in einem großen Brote, in das sie aus Versehen hineingebacken worden sein mußte, gefunden hätte. Er meinte, dieses schiene ihm bemerkenswert.

Nach ein paar Wochen fuhr unser Schiff nach Italien. Da wir Fracht nach Neapel hatten, so freuten wir uns begreiflicherweise alle auf die Stadt. Du kennst ja Neapel. Na, dann kann ich mir ja Einzelheiten sparen. Wir bestiegen damals auch selbstverständlich den Vesuv. Ich beugte mich über den Rand des Kraters, um besser hineinsehen zu können. Da plötzlich, Du kannst Dir meinen Schreck denken, fällt meine Pfeife, meine schöne, einfache Pfeife, in den Abgrund. Jetzt gab ich natürlich die Hoffnung auf.

Ich kaufte mir hundert Zigaretten und wollte mit ihnen eine würdige Trauerfeierlichkeit zu Ehren meiner Pfeife begehen. Ich konnte es nämlich nicht über das Herz bringen, eine andere Pfeife an meine Lippen zu nehmen.



Am anderen Morgen wurden wir durch ein fürchterliches Getöse aufgeschreckt. Unser Schiff fing auf einmal an zu schaukeln, so daß wir glaubten, der jüngste Tag sei angebrochen. Es war ringsum dunkel und es roch nach Schwefel und verbranntem Radiergummi.

Nach schrecklichen Minuten voller Ungewißheit und banger Sorgen erkannten wir die Ursachen des Tumultes.

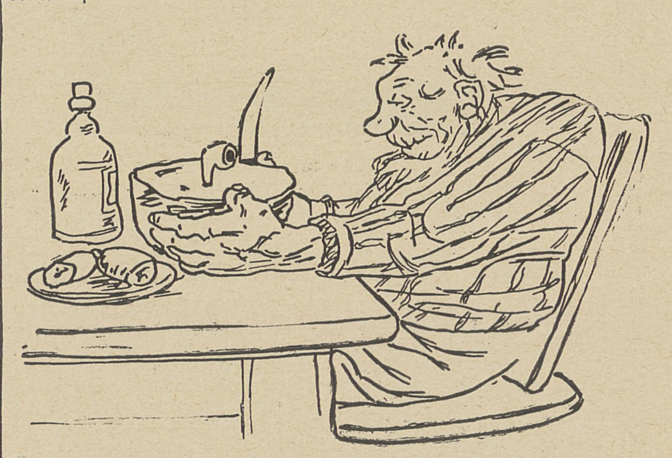
Der Vesuv war in Tätigkeit.

Das Donnern und Tosen ließ allmählich nach und die Luft wurde frischer und heller.

Wir fuhren an Land, um den Schaden zu besehen. Die glühende Lava hatte in der kurzen Zeit drei blühende Dörfer vernichtet. Mittags war wieder alles soweit ruhig, daß wir es wagen konnten, den Unglücksberg zu besteigen. Ich kletterte ebenfalls die steile, mittlerweile hart gewordene Lava hinauf. Plötzlich gleite ich ab und rutsche in erschreckender Geschwindigkeit den Berg hinunter. Ich sah meinen Tod vor Augen, denn jeden Augenblick kam ich einem steilen Abgrund näher. Einem Abgrund von mindestens dreihundert Fuß Tiefe. Plötzlich stößt mein Fuß an einen harten Gegenstand! Ich bekomme einen Ruck und bleibe im selben Augenblick liegen! Nach kurzer Zeit wagte ich um mich zu sehen. Und was war es? Kein Ast, kein Stein und kein Strauch! Nein, meine Pfeife ragte aus der Lava heraus, in der sie festgebrannt war. Meine Pfeife, meine einfache Pfeife hatte mir das Leben gerettet. Mittlerweile hatten die anderen zu meiner Rettung ein Seil heruntergelassen. Ich nahm meine Pfeife und ließ mich voll glücklicher Freude emporziehen.

Hier unterbrach ich meinen Freund:

„Die Pfeife saß doch fest in der Lava! Wie konntest Du sie denn lösen?"



„Die hatte sich doch durch den Anprall meines Körpers gelockert!"

Ich war geschlagen und er erzählte weiter:

„Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Erlebnisse mit der Pfeife jetzt haarklein wiedergeben würde. — In Buenos Aires wurde ich einmal von Strolchen überfallen. Sie nahmen mir alles, was ich hatte. Stock, Kleider, Messer, Hut — nur meine Pfeife ließen sie mir. — In New York wurde ich von der elektrischen Bahn überfahren. Mein linker Arm und drei Rippen zerbrachen — meine Pfeife blieb jedoch heil. Auf einer Robbenjagd in der Nordsee traf mich die Kugel eines unsicheren Schützen an der linken Backe. Der Arzt konstatierte, daß meine Pfeife unfehlbar getroffen worden wäre, wenn der Schuß drei Zentimeter weiter nach rechts gegangen wäre. Ich habe in diesen zehn Jahren achtmal Schiffbruch gelitten. Sechsmal rettete ich die Pfeife selbst dabei, einmal wurde ich schon halb ertrunken mit der Pfeife im Munde aufgefischt und einmal wurde sie mir auf dem Konsulat in Halifax überreicht. Unser Schiff war in der Nähe von Halifax gestrandet und es war, nachdem wir gerettet waren, infolge des schweren Wetters unmöglich, an Bord zurückzukehren. Nach zwei Tagen hatten Wind und Wellen ihr Zerstörungswerk an unserm Schiff vollendet. Es krachte und flog in Fetzen auseinander und ablandiger Wind und die Wellen trugen die Trümmer vom Lande fort der See zu.

Als einzige Wahrzeichen der Strandung wurden ein Rettungsring und meine Pfeife auf dem Konsulat abgegeben. Du kannst Dir jetzt denken, wie ich an dem Kleinod hing und noch hänge. Aber ich tröste mich, wie gesagt, über den Verlust, denn ich weiß, daß sich die Pfeife wiederfinden, daß eines Tages ihr würziger Duft mein sorgenschweres Haupt wieder umgeben wird."

Gerhard hatte seine Erzählung beendet.

Er zog sich bald darauf an und ging an Land.

Ich hatte Wache und konnte nicht mitgehen, leider, denn das bunte Treiben zur Abendstunde in der Hauptstraße von Singapore ist so eigenartig, und ich hatte es damals noch nicht kennen gelernt. So blieb ich an Bord zurück und sah die Millionen Lichter und Laternen aufblitzen, sah buntflatternde Papierlampions durch die Dunkelheit leuchten. Für den Fremden ein bezauberndes Bild.

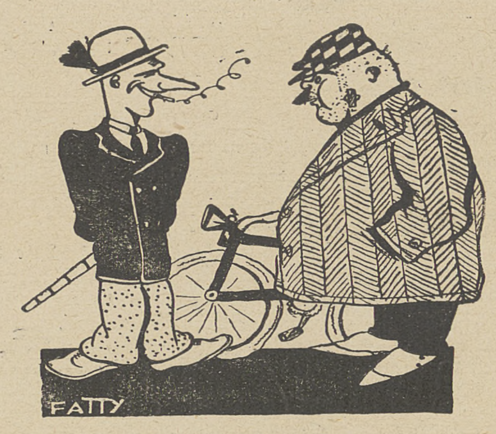
— — — — — — — — — —

In der Nacht um Drei kam Gerhard vollständig betrunken wieder an Bord zurück. Auf allen Vieren kletterte er auf das Fallreep herauf. Als er mich erblickte, stürzte er in meine Arme und lallte: „Ich habe sie wieder! Ich habe sie wieder!" Der Leser muß sich jetzt einen Augenblick ausruhen, um die neue Fügung des Geschicks mit dem nötigen Gleichmut aufnehmen zu können. Gerhard erzählte mit brechender Stimme, daß er in eine Hafenwirtschaft gekommen sei, in der ein großer Haifisch ausgestellt war. Neben dem Fisch lagen die Sachen, die er im Magen gehabt hatte: drei Konservenbüchsen, ein Beil, ein Stiefel, eine Kneifzange, drei Schraubenzieher und seine Pfeife, seine einfache, schöne Pfeife.



Ein Seemann raucht bekanntlich gern Pfeife und lügt nie.

Die lustige Welt



Sehr wahrscheinlich.

„Meinen Se nicht, daß Radfahren zu schwer wär'?"
„Für Sie vielleicht nicht, aber für das Rad!!"

Mark Twain und der Kuhkauf.

(Nachdruck verboten.)

Der Spaßmacher Mark Twain unterhielt sich eines Tages mit seinem Freunde über die Milchwirtschaft und behauptete, daß die Milch, die man im Laden kaufe, nicht nur allein zu teuer, sondern auch schlecht sei. Der Freund pflichtete ihm bei, und Mark Twain verstand es nun, ihn zu überreden, gemeinsam mit ihm eine Kuh zu kaufen.

Der Freund war auch damit einverstanden. Der Kauf kam zustande, und Mark Twain erstand eine wundervolle Kuh. Sie wurde bei einem Bauersmann untergestellt, und von nun an erhielt Mark Twain jeden Morgen die herrlichste und unverfälschte dicke Milch. Sein Freund hingegen erhielt nichts. Nach einer Woche aber flatterte auf seinen Tisch eine ziemlich hohe Rechnung für Fütterung der Kuh. Der Freund wartete geduldig eine weitere Woche. Als aber wieder keine Milch kam und am letzten Tage abermals eine Futterrechnung, machte er sich auf und besuchte Mark Twain.

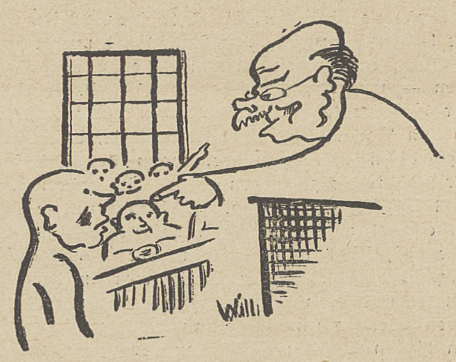
Der Humorist lag im Bett, wie es seine Gewohnheit war, und schrieb an einem neuen Roman.

Der Freund kam ohne Umschweife auf das seltsame Geschäft zu sprechen, und Mark Twain hörte ihn auch ruhig an. Dann aber erklärte er ihm:

„Wir haben doch beide gemeinsam eine Kuh gekauft, so daß nun jedem die Hälfte von der Kuh gehört, nicht wahr?"

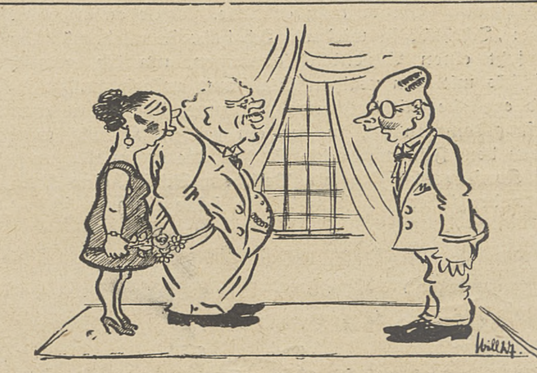
„Allerdings!"

„Und siehst, mein Freund, dir gehört eben die vordere Hälfte der Kuh. Kann ich dafür, daß die Kuh vorne frißt, — hinten dagegen (der hintere Teil gehört doch mir selbstverständlich!) die kostbare Milch herauskommt?" Hanns Ickes-Marschall.



Richtig.

Lehrer: „Wodurch pflanzt sich der Frosch fort?"
Schüler: „Durch — — — durch hüpfen, Herr Lehrer!"



Auch ein Grund.

„Die Bestimmung unseres Hochzeitstages überlasse ich Ihnen, lieber Schwiegervater, aber bitte, nicht den Freitag."
„Sind Sie abergläubisch?"
„Nee, aber da habe ich meinen Skatabend."

Da hat er recht.

Ein Provinzler steigt in den Autobus Nr. 16.
„Zum Brandenburger Tor!" sagt er.
Am Brandenburger Tor hält der Autobus. Der Passagier steigt nicht ab.
Worauf sich der Schaffner bemerkbar macht:
„Sie, Herr da, wollten Sie nich zum Brandenburjer Tor? Ick kann's Ihnen jedenfalls nich rinjeben in den Wagen, Sie müssen sich schon selwa hinbemühen . . .!" K. M.



Der Alm-Kaffeesack.

„Seitdem das Kaffeegeschäft hier oben so gut geht, werden meine Strümpfe gar nicht mehr trocken."

Auf der Schmiere.

Der Führer der Statisten: „Die Leute verlangen noch vor der Vorstellung eine Zulage, Herr Direktor."

Der Direktor: „Vor der Vorstellung gibt's nichts. Je unzufriedener die Leute sind, desto schöner bringen sie mir das Volksgemurmel heraus." Jgl.

Blaues Blut.

Schnuppe hat eine Pulle Kaisertinte gekauft.
Schnuppe lustwandelt.
Ein Auto kommt herangerast, fegt Schnuppe um.
Blau fließt es aus Schnuppes Tasche.
„Um Gottes willen", wendet sich der Chauffeur, der sofort gestoppt hat, an seinen Fahrgast, „jetzt haben wir eine[illegible] getötet!" K. M.

Café.

Max hat sein ganzes Geld verloren.
In Staubsaugern.
„Den Rest meines Geldes werde ich zum Kauf eines Cafés verwenden."
„Eines Musikcafés?"
„Nein. Einer Tasse Café." J. H. R.



„. . . Peter hat ja angefangen, Vater!"
„Das ist ganz gleich, mein Junge. In der Bibel steht: „Schlägt dich einer auf deine linke Backe, so biete ihm auch die rechte dar."
„Ja, aber er hat mich doch auf die Nase geschlagen, und ich habe doch bloß eine."

Der witzige Arbeiter.

„Können Sie auch ordentlich arbeiten?"
„Für vier."
„Na, na."
„Ich habe eine Frau und zwei Kinder." H. St.

Die Zugspitze.

Aufsatz Fritzchens über die Zugspitze:
„Auf die Zugspitze fährt ein elektrischer Zug hinauf. Deshalb hat die Zugspitze auch den Namen Zugspitze . . ." L. F.



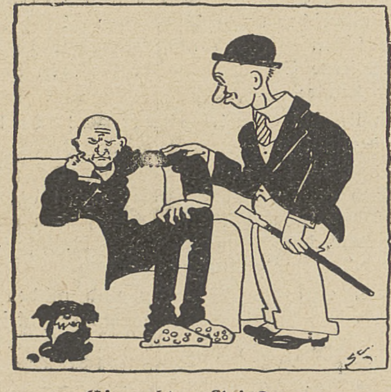
Schlagfertig.

Der längst verstorbene berühmte Bassist der Dresdner Hofoper, Scaria, litt trotz seiner großen Gage stets an Geldknappheit. Eines Tages verließ er wieder heimlich seine Gattin, ohne ihr einen Pfennig zum Haushalt zurückzulassen. Sie öffnet das Fenster ihres im zweiten Stock liegenden Zimmers und ruft im höchsten Diskant dem Davoneilenden nach:
„Scaria, Scaria, ich hab' kein Kleingeld!"
Sich kurz umwendend, brüllt er im tiefstem Basse hinauf:
„Laß wechseln!"

Er kennt sich aus.

Die Beamten auf Zimmer 17 haben sich beschwert darüber, daß ihr Bureauraum immer überheizt ist. Sie haben gebeten, für eine niedrigere Temperatur der Zentralheizung zu sorgen.

„Bewilligt", schrieb der Verwaltungsdirektor neben das Gesuch, „da ich nicht verkenne, daß es ungesund ist, in überheizten Räumen zu schlafen..." P. P.



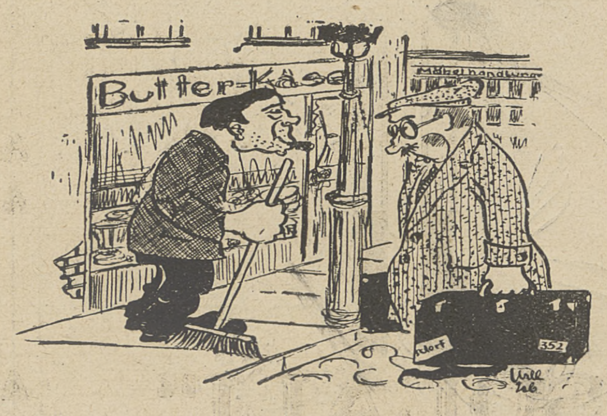
Ein echter Griesgram.

„Nanu, altes Haus, warum so mißgestimmt?"
„Weiß nicht, aber es wird mir noch einfallen!"

Bismarck und die Beamtenfrau.

In einer Gesellschaft wollte eine französische Gesandtenfrau Bismarck für sich gewinnen. Dies glaubte sie durch Vertraulichkeit am besten zu erreichen. Sie redete ihn anfangs mit „Exzellenz" an, später nannte sie ihn „Herr von Bismarck" und schließlich nur noch „mein lieber Bismarck".

Und dann half ihr Bismarck aus der Verlegenheit, indem er mit einer Verbeugung sagte: „Mein Vorname ist Otto." Ch. U.



Auskunft.

„Können Sie mir nicht sagen, wo man hier gut und billig speist?"
„Ja, auf der Post, da kriegen Sie das Kuvert für 3 Pfennige!"

Die illustrierte Familienzeitschrift
„Die Welt am Sonntag“

erscheint wöchentlich, an jedem Sonntag im Ausmaß von 32-40 Text- und Bildseiten.

Unsere Bezugsbedingungen:
Bezugspreis:

monatl. Zł. 6.—, öst. Sch. 5.—, Tschech. K. 25.—, R. M. 3.—, D. G. 3.50
viertelj. „ 18.—, „ 15.—, „ 75.—, „ 9.—, „ 10.50

Einzelpreis bei 32 bis 40 Text- und Bildseiten Zł. 1.60
Danziger Gulden 1.—.

Bielitz-Bialaer Abonnenten können die Zeitschrift auch im Zeitungsverschleiß Jagiellońska (Hauptstraße) 10 abholen.

Anzeigentarif für Polen und Danzig in Zloty:

Anzeigenteil:	1/1 Seite	1/2 Seite	1/3 Seite	1/4 Seite	1/6 Seite	1/8 Seite
hinten	300.—	168.—	—.—	87.—	—.—	42.—
vorne	375.—	220.—	—.—	108.—	—.—	—.—
redaktion. Teil	450.—	252.—	193.—	130.—	99.—	—.—

Ausland: auf sämtliche Nettosätze 100% Aufschlag. Bei Wiederholungsaufträgen für nachfolgende Ausgaben unserer Zeitschrift werden entsprechende Rabatte zugestanden.

Zahlungsbedingungen: bei einmaliger Einschaltung bei Auftragerteilung, bei Wiederholungsaufträgen laut Normaltarif.

Beachten Sie: „Die Welt am Sonntag“ wird im Inland und Ausland durch die größten Vertriebsunternehmen und Verkaufsstellen und durch sämtliche Bahnstationsverschleißstellen vertrieben.

Verbreitungsgebiet:

Polen, Danzig, die Randstaaten, Deutschland, Tschechoslovakei, Oesterreich, Jugoslavien, Rumänien.

Verwaltung: Bielitz, Jagiellońska (Hauptstr.) 10. Fernruf 29.

Bankkonto: **Schlesische Eskomptebank, Bielsko.**
Postsparkasse Warszawa Nr. 181.178.

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.